

BETRACHTUNGEN

ÜBER DAS

ZWÖLFTE KAPITEL DES RÖMERBRIEFS

Nebst einem Anhang:

- 1. Zur Lehre vom unfreien Willen.**
- 2. Die richtige Betrachtung einer Zeit.**
- 3. Moderne Weltanschauung.**

Von

theol. Dr. A. Zahn

1889

Den Enkeln von Anna Schlatter:
Herrn Professor Dr. th. Theodor Zahn in Leipzig
und
Herrn Professor Dr. th. Adolf Schlatter in Greifswald
der
treuergebene Vetter.

Vorwort

Diese Betrachtungen habe ich im Jahre 1867 vor der Domgemeinde in Halle gehalten. Der Predigtton ist ein wenig gemildert und einiges gekürzt. Es ist ein Versuch, einen Schriftabschnitt exegetisch eingehend und zugleich praktisch brauchbar zu behandeln. Die Beilagen sind aus neuester Zeit.

Stuttgart, Februar 1889. **Zahn**.

Römer 12.

Vers 1 und 2.

Ich ermahne euch nun, liebe Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begeben zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst. Und stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Verneuerung eures Sinnes, auf daß ihr prüfen möget, welches da sei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille.

Genau nach dem Griechischen so:

So ermahne ich euch denn, Brüder, durch die Erbarmungen Gottes, daß ihr mögt dargestellt haben eure Leiber zu einem lebendigen, heiligen, Gott wohlgefälligen Opfer; und das sei euer vernünftiger Gottesdienst. Und nehmt nicht eine gleiche Haltung an mit dieser Weltzeit, sondern werdet umgestaltet vermöge der Erneuerung eures Gemüts (Verstandes), damit ihr prüfet, was der Wille Gottes sei, nämlich das Gute und Wohlgefällige und Vollkommene.

Wir wollen uns in dem Folgenden eingehender mit dem 12. Kapitel des Römerbriefes beschäftigen. Es gehört mit zu den reichhaltigsten Schriftstücken des Neuen Testaments. Es wird in ihm alles das zusammengefaßt, was für unseren Wandel unter denen, die mit uns an demselben Glauben festhalten und unter denen, mit denen wir ohne denselben Glauben zusammenleben müssen, notwendig ist. Es behandelt also unsere *Heiligung*. So gewiß das *eine* ist, daß Gott die Freimacht habe, einen gottlosen und verlorenen Menschen auf einmal um der Genugtuung Christi willen gerecht zu sprechen und für einen Erben des ewigen Lebens zu erklären, so gewiß also ohne jegliches *verdienstliche* Werk des Menschen wir mit dem Gesetz Gottes und den Forderungen desselben in Übereinstimmung gesetzt werden können durch den Machtspruch der Gnade, die in Christo ist: so gewiß beginnt aber auch alsbald Gott *sein Werk* der Heiligung und Lebenserneuerung in uns. Der zum Kinde Gottes angenommene Mensch wird erzogen und unterrichtet. Erst die Vergebung *aller* Sünden, vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger, erst ein freies Gewissen, dann die Heiligung unseres Wandels. Gott nimmt uns in seine Gemeinschaft auf, so wie wir sind, mitten in unserer Unreinigkeit, mitten in unserer Verdorbenheit; er nimmt uns auf, weil es seine Gnade kann und will: aber er nimmt uns auf, nicht um uns so zu lassen, wie wir sind, sondern uns zu reinigen und zu säubern und zu schmücken. Jede Mutter unter uns hat eine Freude daran, ihrer Tochter einen Schmuck anzulegen und sie in gutem Kleide zu sehen: nun, so hat auch Gott eine hohe Freude, die Seinigen zu zieren durch die guten Werke, die er ihnen zu tun gibt.

Es sei in uns ein Gefühl dafür, wie jede Ungerechtigkeit eine Schande ist, jede Sünde ein Flecken, jede Übertretung der Gebote, was noch viel mehr sagt, eine Verletzung Gottes: es sei in uns ein Verlangen, loszukommen von aller Verkehrtheit: so werden wir mit Dank das 12. Kapitel des Römerbriefes betrachten, welches uns die Kleinodien zeigt, die Gott uns geschenkt.

An dreierlei sind wir aber zu erinnern: wir können aus uns selbst auch nicht einen guten Gedanken erzeugen, wie viel weniger ein gutes Werk tun; wir hängen ganz von der Kraft Gottes ab, die allein Wollen und Vollbringen schafft – und dann – wir bleiben auch unter der Heiligung Gottes und bei dem Wachstum des göttlichen Lebens in uns und an uns in unserem tiefsten Empfinden unrein,

unvollkommen, durch und durch sündige Menschen. Die Heiligung muß ebenso *geglaubt* werden, wie die Rechtfertigung. Ich kann ein gutes Werk tun und ihr erkennt es als solches an, und habe doch dabei dieses Gefühl: es ist nichts, gar nichts, es ist so halb, so schwach, so jämmerlich. Man kann eine Predigt gehalten haben, durch die sich dieser oder jener getröstet fühlte und man hat selbst so wenig Bewußtsein davon, ein gutes Werk getan zu haben, daß man mit einem Seufzer nach Hause geht. Wir bleiben bei aller Heiligung Gottes in einem Leibe wohnen, der dem Tode verfallen ist, und da sind wir allezeit beschweret und geängstigt und verlieren *nicht* das Gefühl, der Vergänglichkeit und Nichtigkeit unterworfen zu sein. Wie wir es unserem Gott *glauben*, daß er uns unsere Sünden vergeben hat, *so glauben* wir es ihm auch, daß er uns heilige. Wir ruhen in seinem Willen, in seinem Worte, aber oft sehen wir gar nichts, bekennen vielmehr von uns, daß wir die elendesten aller Menschen sind, die *tun, was sie nicht wollen*, ja, was sie hassen und verabscheuen.

Betrachten wir

I. den Grund der Heiligung.

Der Apostel ermahnt uns nicht als Knechte oder Untergebene, sondern als Brüder in aller Hochachtung und Liebe *durch die Barmherzigkeit Gottes*. Es lauten eigentlich die Worte: durch die Barmherzigkeiten Gottes, durch die barmherzigen Erweisungen Gottes. Nie er selbst diese barmherzigen Taten Gottes an sich erfahren hat: „mir ist Barmherzigkeit widerfahren, darum werde ich nicht müde;“ wie er selbst nur in der Barmherzigkeit Gottes sein Leben sah, so ermahnt er auch überall durch die Barmherzigkeit Gottes. In ihr weiß er den einzigen Grund, auf dem die Heiligung entsteht und durch den sie hervorgerufen wird. Zerstört die Barmherzigkeit Gottes dadurch, daß ihr dieselbe zurückweist und ihr habt nichts als ein ewiges Verderben. Aus ihr fließen alle Wasser auf unsere dürren Felder. Wäre er nicht durch Christum barmherzig gemacht für Sünder und bliebe er nicht um Christi willen barmherzig, so könnten wir tun, was wir wollten und leben wie wir wollten, das Ende wäre doch die Verdammnis. Weil aber die Barmherzigkeit Gottes an unserem Himmel steht und in uns hineinwirkt, weil Gott Friedensgedanken über alles vergängliche Fleisch hat, darum ist auch zu uns das Wort gekommen: Da Gott barmherzig ist, so erbetet euch ihm. Nur einem barmherzigen Gott kann man sich ergeben. So lange wir ihn für unseren Feind halten, so lange wir meinen, es wohne in ihm eine geheime Tücke, Bosheit und Hinterlist gegen uns, er wäre wohl ein großer König, aber doch ein Tyrann und käme lieber mit seinem Donner als mit seiner Liebe – so lange können wir uns ihm nicht ergeben. Gegen unsere Feinde wehren wir uns bis aufs Blut. Da steht man bis auf den letzten Mann. Es geht uns – wir seien denn durch die Liebe Gottes überwunden – mit Gott so, wie mit unseren Mitmenschen. Hat man sich lange nicht gesehen, so begegnet man sich anfänglich kalt, vornehm, zurückhaltend. Der eine denkt von dem anderen: er ist ein böser Mann, oder er will etwas Besonderes sein, er ist aufgeblasen und voll Dünkel. Allmählich aber wird man wärmer, herzlicher, man sieht, der andere ist so arg nicht, es läßt sich mit ihm verkehren, er ist nicht so, wie ich ihn mir dachte – und man kommt sich näher und näher.

Wir haben alle nichtswürdige Gedanken von Gott; wir meinen, er werde uns verdammen, oder er wolle uns nicht helfen; er lasse uns sitzen in der Not und lache uns noch dazu aus, da *er* keine Not kenne; aber wenn ihr einmal seine Barmherzigkeit geschmeckt habt, dann werdet ihr euch eurer Gedanken tief schämen. „Du sollst vor Scham und Schande deinen Mund nicht auf tun, wenn ich dir werde alles vergeben haben,“ sagt Gott bei einem Propheten. Gott preiset seine Liebe gegen uns, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren. Meine Barmherzigkeit ist zu brünstig, sagt er selbst von sich: sie wendet mir das Herz: Ich kann nicht anders. Es sind die zärtlichsten, die trauesten Worte, die uns in der Schrift die Barmherzigkeit Gottes beschreiben. Niemand ist demüti-

ger und niedriggesinnter als Gott; obwohl ihn die Menschen hassen, bleibt er immer barmherzig und bietet ohne Ermüdung ein Gut in seiner Liebe an, wogegen alles Irdische nichts gilt.

Nun, durch diese Barmherzigkeit Gottes werden wir auch ermahnt, uns ihm darzustellen zur Heiligung. Es wird mancher diese Ermahnung überhören, mancher wird sie aber auch hören: er kann nicht anders, denn es treibt ihn die Liebe Gottes zu den Befehlen Gottes: *sie zu tun*.

II. Das Werkzeug der Heiligung.

Sehr eigentümlich redet der Apostel. Er sagt, wir möchten unsere *Leiber* Gott zum Opfer übergeben. Was zunächst das Übergeben betrifft, so heißt das eigentlich darstellen, hinstellen. Es wird an die Opfer des Alten Testaments gedacht, welche Gott dargestellt werden mußten. Nur vor ihm und vor dem Bilde und dem Unterpand seiner Gegenwart, der Stiftshütte, durften die Opfer geschlachtet werden. Sie sollten eben *Gott* und keinen Götzen gebracht werden. Alle Opfer gehören ihm, geschehen zu seiner Ehre: *er* ist es, der die Opfer fordert und dem die Opfer zu bringen sind. Opfere nicht deinem Ich, nicht der Arbeit, der Kunst, der Wissenschaft, *opfere Gott*. So mußten auch die Priester vor Gott hingestellt werden als ein Zeichen, daß sie sein wären, ihm geweiht und geheiligt; daß Gott ihr Teil und Erbe sei auch bei aller priesterlichen Armut und allem priesterlichen Unvermögen. Es gab einen Gebrauch, gewisse Opfergaben vor Gott hin- und herzuweben, d. h. hin- und herzubewegen: man wollte damit andeuten, daß dieselben mit rechter innerer Gewißheit, mit darin nachsinnenden und darin lebenden Gedanken Gott und keinem Fremden zu überbringen seien. – Häufig hat der Römerbrief den Ausdruck „darstellen“, „übergeben“, „begeben“. Begebet nicht der Sünde eure Glieder zu Waffen der Ungerechtigkeit, sondern begebet euch selbst Gott als die da aus den Toten lebendig sind, und eure Glieder Gott zu Waffen der Gerechtigkeit. Wisset ihr nicht, welchem ihr euch begeben zu Knechten zum Gehorsam, des Knechte seid ihr, dem ihr gehorchet; es sei der Sünde zum Tode oder dem Gehorsam zur Gerechtigkeit. Wir verkündigen und vermahnem alle Menschen, heißt es im Kolosserbrief, und lehren alle Menschen mit aller Weisheit, auf daß wir darstellen einen jeglichen Menschen vollkommen in Christo Jesu. Namentlich wird von dem Opferwerke Christi dieser Ausdruck „darstellen“, „begeben“ gebraucht. Es heißt von ihm, er habe uns durch seinen Tod dargestellt, heilig und unsträflich und ohne Tadel vor ihm selbst.

Um den Ausdruck verständlich zu machen, denkt an das öffentliche Bekenntnis der Kinder in der Gemeinde: sie stehen vor euch, sie stehen vor Gott, sie sind dargestellt.

Aber wie kommt doch unser Text dazu, nur von unseren *Leibern* zu reden: so begebet nun eure Leiber. Man hat das vielfach nicht verstanden. Die einen meinten, es würde hier auch zugleich an die Seelen gedacht, also Leiber und Seelen; die anderen meinten, wie im Opferkultus die Leiber der Tiere dargebracht wurden, so sei auch hier von Leibern die Rede; noch andere sehen in den Leibern die Stätten der Sünde. Diese wohne im Leibe, in der Materie. Das ist ein großer Irrtum. Nicht im Leibe wohnt die Sünde, sondern in dem Ich des Menschen, das das Gute nicht will. Unsere Worte sind einfacher als man denkt. Denkt an die Soldaten. Was will der Hauptmann von ihnen? will er, daß sie mehr sind als *Leiber*? nein – sie sollen nur Leiber sein, nichts als Leiber und was soll in diesen vielen Leibern für ein Geist, ein Wille regieren? *Der Geist und der Wille des Hauptmanns*. Wehe den Soldaten, die eigenen Geist und eigenen Willen haben wollen, die statt Leiber Geister sein wollen, wo dann jeder seinem Geiste folgt. Sie haben ohne Geist und ohne Willen dem Worte des Hauptmanns zu folgen: *sein Wort ist ihr Geist*. Nun, so sollen auch wir nichts als Leiber sein und sollen diese Leiber Gott darstellen, damit sein Wille in ihnen lebe. Oder was verlangt der Gutsbesitzer von seinen Arbeitern? Verlangt er ihre Gedanken, ihre Einfälle zu vernehmen, ihre Reden

zu hören, sollen sie ihm sagen, wie man es anstellen müsse im Felde und im Stalle? Gewiß nicht. Sie haben zu schweigen und ihre Leiber dem Dienste zu übergeben. Nur nach ihren *Leibern* verlangt der Mann. Oder was wäre das für eine Schule, wo die Kinder mehr hergeben wollten als stille und ergebene Leiber, die der Lehrer regiert mit seinen Gedanken und Worten! Jeder Herrscher will viel mehr Leiber haben als Geister, denn die Geister machen ihm schreckliche Not und Qual und sind voller Widerstreben. Mit welchen Empfindungen sieht man oft in eine Abgeordnetenversammlung oder in eine Pastorenkonferenz oder in eine Sitzung hinein: wären es doch nur Leiber, nichts als Leiber, statt dessen hat jeder seinen Sinn und Kopf für sich, und die Sinne und Gedanken stoßen sich aneinander und die Meinungen verzehren sich und man geht mit dem dumpfen Gefühl nach Hause: *Das Ich des Menschen ist sein Unglück.* – Namentlich hat unsere Zeit bei aller Zusammenschmiedung großer Massen doch eine solche Selbständigkeit der einzelnen Iche geschaffen, daß es kaum zwei oder drei gibt, die recht übereinstimmen.

Aber das ist doch eine sehr erniedrigende Betrachtung, wenn wir nur Leiber sein sollen, wir haben doch auch einen unsterblichen Geist? Gewiß. Aber dieser Geist ist gegen den Geist und den Willen Gottes und da kann ihn Gott nicht gebrauchen: er will nur unsere Leiber. In unserem Leibe wohnt eine *Vernunft*, sie heißt in der Schrift die Vernunft des Fleisches, und es wäre ihr unmöglich die Dinge Gottes zu begreifen. Sie wäre blind und hielte es für eine Torheit, daß es eine Weisheit über ihre Weisheit und eine Kraft über ihre Kraft gebe. Sie wäre voll Selbstliebe und Selbstverehrung. Wie mancher ist darauf gestorben, daß seine Gedanken die Wahrheit wären! Wie konnte es auch anders sein! Sollte wirklich grundfalsch sein was ich denke und meine? Das ist nicht möglich. Traue deinem Geiste nicht: er ist voll Irrungen, voll Lügen. Was dir gefällt, das hasse, was du gerne möchtest, das verabscheue, deine Lust ist nicht das Gute. Zieheth, heißt es in unserem Briefe, ziehet an den Herrn Jesum Christ, und den Vorwitz, die Weisheit, die Einfälle des Fleisches tut nicht.

Gott will nur unsere Leiber haben. In ihnen will *er* leben mit *seinem Geiste und Worte*. „Ich tue nichts im Wort oder im Werke, sagt der Lehrer der Heiden, als was Christus in mir wirkt.“

Ja das ist das Unglück des Menschen, daß er da, wo Gott redet, mehr sein will als ein aufmerksames Ohr; wo Gott wirkt – mehr als eine folgsame Maschine; wo Gott anfaßt, mehr als ein von ihm Geleiteter oder Geführter. Immer hat seine kranke, blinde Vernunft tausend Zweifel, tausend Einwürfe, tausend Bedenken und er bindet Gott die Hände mit den Stricken seines Geistes, *der nie will, wie Gott will.*

Gebet euren Vorwitz auf und wollet vor Gott nichts sein als *Leiber!* Diese Leiber hat er sich erwählt, sie gehören ihm, seine Tempel sind sie und wo unser tun und Lassen aufhört und wir einen Strich durch unsere Vernunft und unseren Willen machen, da kommt Gott und tut in uns, was ihm wohlgefällt.

Es ist doch eine bedenkliche Lehre, sagt man, daß wir nur Leiber sein sollen; werden wir dann nicht das Böse tun, wenn wir uns selbst und unsern Willen aufgeben? Nein, wir sind Gott wiedergebracht und was ihm gehört, das ist ihm heilig und *das heiligt* er. Er ist treu, er läßt die Seinen nicht zu Schanden werden. Eben indem sie nichts tun, tut er alles. Steht unsere Mühle still, ist unser Bach vertrocknet, hört man nicht das Lärmen, Klopfen und Tönen, dann rauschen *seine* Wasser, dann gehen *seine* Räder, dann kommt er mit seiner Musik. Die Menschen mögen dann sagen: wie still ist die Mühle, aber sie wissen nicht, welch ein Leben sich in ihr regt, und daß dieses Mehl, das dort gemahlen wird, wahrhaft genießbar ist.

Der Gläubige verdammt seinen eigenen Willen und übergibt seinen Leib Gott.

„Ich warte und hoffe, sagt der Apostel, daß ich in keinerlei Stück zu Schanden werde, sondern daß gleichwie allezeit so auch jetzt Christus hoch gepreiset werde *an meinem Leibe*, es sei durch Leben oder Tod.“

„Du hast mir einen Leib bereitet, so rühmt der Sohn Gottes den Vater, deinen Willen, mein Gott, tue ich gerne und dein Gesetz ist in meinem Herzen.“

So ermahnen wir auch euch, Gott eure Leiber zu übergeben. Nicht euch, nicht euren Einfällen und Vorstellungen, es seien religiöse oder weltliche, nicht der Sünde, nicht dem Rausch der Begierden, nicht dem Teufel gehören sie, sondern *Gott*. *Gott* – o daß uns das Wort so erblaßt ist und wir nicht empfinden, was es sagt; *Gott* – keinem Schatten, keinem Phantom, sondern dem heiligen, gerechten, gnädigen und barmherzigen Schöpfer und Erlöser, des die Kreatur ist.

Menschenkind, von wannen bist du und wohin gehst du? Wem hast du dich zu übergeben? Nicht dem unbekanntem, sondern dem wohlbekanntem, dem Gott und Vater Jesu Christi.

III. Das Wesen der Heiligung.

Die wahre Heiligung besteht darin, daß wir ein *lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer* werden.

Ein Opfer ist eine Gabe für Gott, eine Darbringung an den, von dem wir alles haben und dem wir daher auch alles wieder zurückbringen sollen. Ein Opfer ist nicht ein Verlust, den man sich bereitet, um Gott gleichsam eine Freude zu machen. Wir denken bei dem Worte Opfer immer an Aufopferung, an eine Gabe, bei der man sich beraubt, um Gott zu bereichern. Wir nehmen uns nichts, wenn wir Gott etwas geben. Wir entbehren nichts und verlieren nichts, wenn wir ihm opfern. Das sind heidnische und katholische Anschauungen, daß man unter Opfer eine Aufopferung von einem Gute versteht, das man nur mit Selbstverleugnung weggibt. Gott opfern ist die größte Selbstbereicherung.

Ein lebendiges Opfer ist ein solches, welches dem lebendigen Gott entspricht; ein heiliges, welches dem heiligen; ein ihm wohlgefälliges, welches er annimmt, gutheißt und segnet. Vor Gott kann man nur mit solchen Opfern erscheinen, die seiner Würde und Majestät gemäß sind – oder kann man einem Könige etwas anderes als etwas Königliches bringen? Wir alle fühlen uns mehr oder weniger verpflichtet, Gott zu opfern, ihm die Ehre zu geben, wie er uns geehret hat, indem er uns alles gab. Aber wie benehmen wir uns da? Wir bringen tote, unheilige, mißfällige Opfer. Ein totes Opfer ist es, wenn du zur Kirche gehst und deine Gedanken weilen zu Hause bei deinem Geschäft; ein totes Opfer ist es, wenn du zum Abendmahl gehst, und trinkst ein vergossenes Blut und issest einen gebrochenen Leib und das Herz bleibt ungebrochen. Ein totes Opfer ist es, wenn du singst und es sind nur Töne und du betest nicht an bei dem Gesänge. Ein totes Opfer ist es, wenn du dich bemühest bald mit dieser, bald mit jener Sünde zu streiten, sie los zu werden und verwickelst dich immer tiefer und tiefer hinein. Ein totes Opfer ist es, wenn du mit Tränen der Buße glaubst eine einzige Sünde abwaschen und austilgen zu können. Ein totes Opfer ist es, wenn du dein Haupt hängen läßt wie eine Binse, ein Büberkleid antust und dich von den übrigen Menschen absonderst. Ein totes Opfer ist alles, wo der Wurm des Gewissens nicht stirbt, wo keine Ruhe und kein Frieden drin zu finden ist; wo es immer heißt: es ist noch nicht genug, genug, noch mehr, noch mehr, tue das, tue jenes. O Mensch, hast du die Gewißheit, daß alle deine Werke, mit denen du glaubst Gott zu dienen, lebendig, heilig und ihm wohlgefällig sind? Kannst du mit ihnen vor Gott erscheinen? Wird er sie loben?

Was ist nun ein lebendiges Opfer? Wenn ich meinen Leib zur freien Verfügung Gott darstelle: *meine Übergabe an Gott*. Aber wo bleibt die vergangene, die gegenwärtige, die zukünftige Sünde? Muß ich sie nicht abtöten, kreuzigen, vernichten? Findet sich davon ein Wörtchen gesagt? Nur das wird verlangt, daß ich Gott meinen Leib zur freien Verfügung übergebe, das wäre ein lebendiges Opfer. Wo bleibt aber die Sünde? Sie ist in Christi Tod getilgt und ausgesühnt und wir sollen nicht zu tilgen suchen, was Christus schon getilgt hat. Für keine einzige Sünde kannst du Genugtuung tun, du bist zu schwach. Ein Mensch kann nicht gutmachen, was er verbrochen. Er macht den Sündenhaufen täglich größer, wie sollte er alte Sünde aussühnen können? Man glaube die Vergebung der Sünden, so hat man dieselben abgelegt und dann komme man und werfe sich so wie man ist in die Arme Gottes, *das ist* ein lebendiges und heiliges Opfer.

Tot, tot ist alles, was ein Mensch will und kann und tut aus sich selbst: Aschenhaufen, Schutthaufen. Nichts bleibt, nichts trägt Frucht, es sinkt in den Tod, aus dem es gekommen ist. Die Völker arbeiten für Eitles und Nichtiges. Ein Geschlecht verschlingt das andere. Man baut auf und reißt ein; man heilt und verwundet; man säet und zerstört die grünen Fluren. Es geht zu närrisch und wunderbar unter der Sonne her. Der Tod läßt alles aus sich hervorgehen und nimmt alles in sich zurück. Du meinst du tätest etwas Großes: Menschenkind, es wird nicht lange bestehen. Aber das kommt aus dem Leben und geht ins ewige Leben: sich einem versöhnten Gott zu ergeben. Er stirbt nicht, wir werden auch nicht sterben. Die Gottheit ist ewig. Mit ihm verbunden ist mit der Unsterblichkeit verbunden. Und wo Gott Weingärtner ist, da hört das Blühen und Früchtetragen nicht auf. Er reinigt seine Weinstöcke, daß sie ihm die Trauben zur rechten Zeit bringen. „Eure Frucht soll bleiben. Eure Werke folgen euch nach. Eure Arbeit ist nicht vergeblich. Ihr seid zum Segen berufen. Ihr sollt das volle Genüge haben“ – so heißt es. Ob auch Hungersnot im ganzen Lande herrscht, ob kein Rind im Stalle ist und kein Halm auf dem Felde: der Gerechte soll fröhlich sein in seinem Gott und nicht darben. – Und ob man nichts davon sehe, ob man vielmehr das Gegenteil sehe, ob wir am meisten tot und leer erscheinen und nach dem Urteil der Welt für einen großen Betrug arbeiten, dennoch werden wir nicht zu Schanden: ein lebendiges Opfer sind wir, der Tod vermag nichts gegen uns.

Unheiligkeit ist das Wesen des Menschen. Er ist profan bis ins innerste Herz. Er weiß nichts von Gott. Er ist ein Spötter. Über die Schrift, die Evangelien macht er seine Späße. „Lasset uns sehen, ob Elias komme und ihm helfe,“ solche Albernheiten treibt er noch unter dem Kreuze. Von dem Auferstandenen glaubt er, er wäre von Dieben gestohlen und er gibt Geld, daß man solch Märchen verbreite. Reden die Apostel, so dünken ihm dieselben voll süßen Weines zu sein, und tritt in dem gelehrten und neugierigen Athen ein ernster Mann auf, so sagen sie wohl, was soll dieser Lotterbube! Der Mensch will mehr wissen als wir und glaubt sogar, daß ein gewisser Jesus – welcher ein dunkler Name – von den Toten auferstanden sei, Unheiligkeit ist unser Wesen. Laut lachen die gebildetsten Gesellschaften, wie die gemeinen Zechbrüder über einen schlechten Witz, der Göttliches streift.

Aber auch du, der du es aufrichtig meinst und dich vor deinen Leidenschaften hütetest, kommst über die Unheiligkeit nicht hinaus. Was ist man oft gottlos in seinen eigenen Augen! Es ist nicht zu ertragen. Man fühlt sich unrein. Darum gib alle Selbstreinigung auf. Du wäschst dich nicht schneeweiß, das hat ein anderer getan und bringe dich Gott dar. Dann bist du ein heiliges Opfer. Heilig ist unser Hohepriester Jesus, heilig sein Wort, sein Tod, seine Fürbitte, es ist alles heilig an ihm: so sind wir auch heilig, und indem wir Gott leben, sollen wir es auch erfahren, daß unser Wandel heilig ist und gut – erscheine er uns auch ganz anders. Heiligkeit bleibt für immer die Zierde des Hauses Gottes. Wo Leben und Heiligkeit ist, da ist auch Wohlgefälligkeit. Niemals gefalle ich mir, ich verwerfe mich ganz und gar – aber Gott gefalle ich in Christo. Merkwürdig wie verschieden er und ich urtei-

len: ich kann mich nicht loben, aber er lobt mich; ich nenne mich einen verlorenen Sohn, er ein gefundenes Kind. Ich – der allerärmste, er – der allerreichste. Ich – unverständlich und blind, er – weise und sehend. Ich wandle in Nacht, er sieht mich im Licht. Das hat die Weltveränderung Christi geschaffen. Wer Gottes Barmherzigkeit anheimgefallen ist, der ist in der Kraft derselben wohlgefällig und alles sein Werk ist wohlgefällig. – Das ist das Wesen der Heiligung, die Gott wirkt: *Leben und Heiligkeit und Wohlgefälligkeit!*

Es lasse sich niemand von uns abhalten, sich Gott zu übergeben. Man kann kommen wie man ist, kommt man nur zu ihm.

Sehet, alle Welt spricht immer: das ist vernünftig, jenes ist vernünftig. *Was ist denn allein vernünftig?* Mit der höchsten Vernunft vereinigt zu sein!

Welch eine Unvernunft ist es, Menschen zu dienen und das Bekenntnis zu tun: ich habe von Jugend auf Menschen gedient. Welch eine Unvernunft seinen mageren, moralischen Sätzen zu dienen, von denen man von keinem einzigen weiß, ob er wahr sei. Was sind unsere Grundsätze? Ein Windhauch stößt sie um oder wir versteifen uns so in denselben, daß sie uns zum Strick werden und wir das Licht am hellen Tage nicht sehen. *Was ist allein Vernunft?* Dem ewig vernünftigen, dem ewigen weisen Gott zu dienen, wie er sich Menschen in Christo geoffenbart hat.

In dem griechischen Worte für vernünftig, liegt auch die Nebenbedeutung „prosaisch“. Deuten wir darauf hin, so wird in unserer Aussage allem Geistlichkeitsdünkel entgegengetreten. Wir sollen nicht in den Wolken geistlicher Ideale uns verlieren, sondern einen vernünftigen, schriftgemäßen, nüchternen und prosaischen Kultus halten.

Alle christliche Heiligung ist vor allem nüchtern und besonnen und beschränkt sich auf das, was vor den Füßen liegt.

Vers 3.

Denn ich sage durch die Gnade, die mir gegeben ist, jedermann unter euch, daß niemand weiter von sich halte, denn sich's gebührt zu halten; sondern daß er von ihm mäßiglich halte, ein jeglicher, nach dem Gott ausgeteilet hat das Maß des Glaubens.

Genau nach dem Griechischen so:

Denn ich sage durch die Gnade, die mir gegeben ist, einem jeden, der sich unter euch befindet, daß er nicht darüber hinaus sinne, als man sinnen soll; sondern daß er darauf sinne, um Maß zu halten, ein jeglicher, wie ihm Gott zugeteilt, hat einen Glaubensmaßstab.

Wir wollen zu euch reden über die Notwendigkeit der Erforschung des guten Willens Gottes und über die Anwendung desselben in den einzelnen Berufskreisen.

Wir haben es in allen Dingen nicht mit Menschen und menschlichen Ansichten, Vorstellungen und Grundsätzen, auch nicht mit einer Kirche und deren Lehren und Satzungen, sondern mit Gott zu tun. Das Maß aller Dinge ist Gott. Jedes andere Maß mißt zu kurz oder zu lang. Es liegt uns aber fern, an dieses Maß zu denken. Wie hat es von jeher die Welt gemacht und wie macht sie es noch? Sie beurteilt alle Dinge *nach sich und aus sich*. Obwohl wir sagen, daß wir aus uns selbst nichts

wissen, daß alle Wissenschaft nur ein Lallen über Geheimnisse sei, daß wir weder das Gute noch das Böse kennen und bald das Böse das Gute nennen und bald das Gute das Böse, so haben wir doch teils eine ererbte, teils eine selbstgeschaffene Summa von Lebensregeln, mit denen wir uns voran zu helfen suchen. Jeder Mann setzt seinen Stolz darein, an diesem oder jenem Satze festgehalten zu haben, der sich schon seinen Vätern erprobt habe; jede Kirche: ihre uralten Dogmen nicht aufgegeben zu haben; jeder Staatsmann, jeder Theologe: feinem System treu geblieben zu sein. Die meisten Menschen werden von der allgemeinen geistigen Atmosphäre getragen und belebt, in der sie nun einmal sind und fragen nicht viel danach, ob es reine oder verderbte, tödliche oder gesunde Luft sei, die sie einatmen. Der Heide lebt nach seinen heidnischen, der Jude nach seinen jüdischen, der Römische nach seinen römischen, der Evangelische nach seinen evangelischen Anschauungen. Jedes Haus hat seine Gedankenwelt. Die Kinder denken wie die Eltern. Der einzelne Mensch meint, er stehe allein und habe selbständige Auffassungen, selbständige Ansichten: er hat oft keinen einzigen Gedanken aus sich bekommen, es ist alles von anderen gehört, gelernt und angenommen.

Selten steigt in uns das Bedenken auf: sollte das, was ich so ererbt habe oder mir selbst gebildet, auch wirklich *Wahrheit* sein, sollte ich mich nicht irren, sollten sich meine Väter nicht geirrt haben? War die Schule, in der ich aufwuchs, der Unterricht, den ich empfang, nicht eine Verführungsanstalt, ein großer Irrtum? Mit Ruhe und Selbstgewißheit gehen wir dahin: es kann nicht falsch sein, was ich nun einmal für wahr halte. Vergeblich ist alles Bemühen eines anderen, uns von solchem Selbstvertrauen loszurufen, uns unser papierenes Haus anzustecken; wir bleiben dabei, daß es uns nicht fehlen könne.

Einem jeglichen dünkt sein Weg recht. Mancher glaubt, er gehe zum Leben, aber das Ende ist der Tod. Wie viele haben sich für ihren angebeteten Wahn verbrennen lassen und sind Märtyrer einer Lüge geworden. Kommt man zu einem Sterbenden, so tröstet er sich damit, daß Gott barmherzig sei und ihm alles vergeben werde: er hat aber nie geforscht und *erkannt, um wessentwillen* Gott barmherzig sei, und daß wir selbst dieser Barmherzigkeit Grund nicht gelegt haben. Er hofft auf eine Barmherzigkeit ohne Christum und findet das Gericht. Bei einem andern hört man, daß er stets der bravste Mann gewesen und nie Gott und seinen Nächsten verletzt: er lobt sich selbst bis zuletzt. Ein anderer spricht: Jedermann rühmt mich, Welch einen Freundeskreis habe ich, wie bin ich und mein Name in Flor: er weiß nicht, daß alle seine Freunde nur Schmeichler waren und er keinen einzigen hatte, der ihm die Wahrheit sagte. So verdirbt er sich mit seinen Freunden. Immerdar suchen wir unsere Hilfe und Selbstrechtfertigung in eigenem und menschlichem Urteile, nie im Urteil Gottes.

Aber von dem allem sind wir freigemacht, als wir zu Christo gebracht wurden. Er hat uns von unserem eitlen Wandel nach väterlicher Weise dadurch erlöst, daß er allen Fluch und alles Elend, das ein solcher Wandel über uns bringt, auf sich nahm und uns in das Reich seines Lichtes versetzte. Er hat die ganze menschliche Lehr- und Dogmenmasse, die tausendfachen verkehrten Anschauungen und Gedanken, mit denen wir uns tragen, schimpflich und schmachvoll an seinem Kreuze vernichtet: denn da wurde es offenbar, daß unsere Weisheit Torheit war, unsere Klugheit Narrheit; den wir verwarfen, eben der war der Gerechte. Wir brauchen uns nicht mehr mit dem, was Menschen gut und böse nennen, abzuplagen, wir haben in Christo das vollkommene Gut gefunden und es lebt in uns durch ihn. Machten wir früher in alle dem mit, was die Welt für gut und wohlgefällig und vollkommen erklärt, jetzt tun wir es nicht mehr: unser Sinn ist erneuert worden. Wir haben nicht mehr die alte, kranke, blinde Vernunft, wir haben eine neue, gesunde, hellläufige Vernunft. Wir sind umgestaltet worden durch die Erneuerung unseres Sinnes. Was wir früher nie für möglich hielten, das ist geschehen: es ist mit uns eine Veränderung vor sich gegangen; was wir einst tadelten, loben wir jetzt; was uns unverständlich war, wir finden es die größte Weisheit und tragen ein Verlangen,

darin zu wachsen und zuzunehmen; was uns Gottes unwürdig erschien, eben in dem sehen wir Gottes Vollkommenheit; ja wir erklären einen Menschen, den wir zum Tode verurteilten, für den allein Gerechten und den einzigen Freund unseres Herzens. Wir küssen mit Furcht und Zittern den Sohn und beten vor ihm an.

Ein Gotteswerk ist an uns geschehen. Inmitten von unzählig vielen, inmitten einer ganzen Welt, oft ganz allein behaupten wir, daß wir die Wahrheit wissen und daß die ganze Welt im Argen liegt. Wir verwerfen der Menschen Zeugnis, denn Gottes Zeugnis ist größer, und hat uns mit solcher Kraft ergriffen, daß wir nicht mehr von ihm loskommen können.

Aber wir sprechen das so über uns alle hin – haben wir das wirklich alle erfahren, ist unser Sinn umgestaltet worden? Wir wollen das nicht untersuchen. Mancher steht vor der Frage als einer unheimlichen, die ihn mit Bangnis erfüllt: gibt es wirklich eine Wiedergeburt, eine Sinnesänderung und -umschaffung? Könnte man z. B. seine Feinde lieben? Könnte man segnen, die uns fluchen? Es ist nicht möglich.

Wir reden hier zum Troste derer, die oft nicht wissen, was sie haben und was mit ihnen geschehen ist und denen sagen wir es: *ihr seid verändert durch eine Erneuerung eures Sinnes* und seid dadurch frei geworden von dem elenden Dienste menschlicher Anschauungen und Gedanken. Ihr braucht euch der Welt nicht gleich zu stellen. Fürchtet euch nicht vor den Menschen, sie sind Moten, die dahinschwinden; glaubet ihnen nicht, es ist kein Verlaß auf sie: *ihr seid Kinder des Allerhöchsten; einer* ist euer Vater, *einer* euer Meister – Christus.

Ob wir auch vor den Gesichtern der Menschen erschrecken, ob auch ihre Worte heranrauschen wie ein zürnendes Meer: *eins* habe ich zwei bis dreimal gehört, daß *Gott allein* mächtig sei.

Ja das folgt aus der Erneuerung unseres Sinnes, daß wir keine Ruhe finden können in dem was Menschen sagen, *sondern daß wir prüfen müssen, was der Wille Gottes ist* und das ist immer *ein guter, wohlgefälliger und vollkommener*. Und weil er so beschaffen ist, darum will er auch nur das Gute, Wohlgefällige und Vollkommene.

Was sagt Gott, was will Gott: *das* liegt in den Herzen der Auserwählten. Nur in Gottes Willen können sie ihren Frieden und ihre Befriedigung finden.

Wie es einen geoffenbarten Gotteswillen gibt, so geht auch das Prüfen und Forschen der Auserwählten nach demselben. Psalm 119 führt uns recht in das Gemüt eines solchen Forschers ein. Welch eine Sehnsucht lebt in ihm, von Gott selbst unterrichtet zu sein! Tag und Nacht begleiten ihn die Aussprüche Gottes, er sinnt über ihnen und je mehr er ihre Wunder und Lieblichkeiten erkennt, um so mehr preist und rühmt er dieselben. Ja es hat solche Menschen gegeben und gibt sie noch, die können nicht stille stehen bei dem, was unten gesagt wird, sie sind von oben geboren und müssen von oben belehrt werden. In allen Dingen, in allen Unternehmungen und Bewegungen sehen ihre Augen nach den Bergen, von denen uns allein Hilfe kommt und sie schmachten nach Antworten Gottes auf ihr Begehren und Fragen. Ob sie auch alt geworden sind, sie werden nicht matt, sondern sie fangen oft an wie in ihrer Jugend zu forschen, was der Wille Gottes sei. Dazu sind wir auch eingeladen. Es ist unserem Geschlecht so eigentümlich, dahinzutreiben auf dem großen Strom der Weltgedanken und oft die größte Narrheit als ein Evangelium anzunehmen, wagen wir es in der Kraft Gottes nicht mitzumachen und mitzuleben: wir sind auf den Namen Gottes getauft und auf keinen Menschennamen.

Der erforschte Gotteswille wird in den einzelnen Berufskreisen von einem jeden getan.

Es gehört mit zur apostolischen Weisheit, daß sie den Menschen immer in seinen kleinen Berufskreis weist. Sie steckt ihm nicht hohe und ferne Ziele, sondern sehr enge und nahe. Sie zäunt den Menschen ein mit den Pfählen seines Hauses und den Grenzsteinen seines Amtes. Hinaus, hinaus ins Große und Weite – so träumt das Herz; hinein, hinein ins Kleine und Stille – so sagt der apostolische Lehrer.

Die Beschränkung auf Haus und Beruf scheint man namentlich in unsern Tagen verlernt zu haben. Stille sitzen kann man nicht. Zu Hause bleiben auch nicht. Es herrscht eine unbeschreibliche Unruhe. Selten findet man zufriedene, glückliche Menschen. O daß der Mensch nie von dem Wahne loskommen kann, daß er in der Veränderung der Umstände glücklicher sein werde. *Dies* kleine Ding, *das Herz*, mache glücklich und der ganze Mann ist glücklich. Ein König auf dem Throne kann sich der elendeste aller Menschen fühlen und ein Bauer auf seinem Felde wie die Lerche in der Luft. Alles habe ich, sagte einer, aber das eine habe ich nicht, so gefällt mir auch alles andere nicht! Hätte ich noch dies eine! Der Narr! Freue dich dessen, was du hast, nicht was du haben möchtest. Wir können es nicht, wenn es uns Gott nicht gibt. – Gott gibt es denen, die ihn fürchten. Er kann fröhliche, zufriedene Stimmungen schaffen bei allen Leiden, die wir zu überwinden haben.

Worin besteht die wahre Weisheit? Nicht weiter von sich zu halten, als sich gebührt zu halten, sondern mäßiglich von sich zu halten. Gottes Wille weist einen jeden in seinen Beruf und in diesem Berufe an eine bestimmte Aufgabe, Die Beschränkung auf diesen Beruf und auf die in demselben gestellte Aufgabe, das ist: wie es sich gebührt, mäßiglich von sich zu halten, das ist: dem Willen Gottes nachleben. Es ist die Art unseres kranken Herzens und die Versuchung des Teufels, unzufrieden zu werden mit dem, was Gott befohlen und gegeben und darüber hinaus nach dem uns nicht Befohlenen und nicht Gegebenen zu verlangen. Schon die Alten nannten die Mäßigkeit und Nüchternheit die größte Tugend, aber ohne Gottes Gnade leben wir nicht in dieser Mäßigkeit, wenn wir sie auch rühmen. Nur der Glaube gibt uns die Kraft, uns selbst, unsere Stellung und die Stellung der übrigen im Verhältnis zu uns richtig zu messen und zu schätzen. Gott hat ein Glaubensmaß, einen Glaubensmaßstab ausgeteilt einem jeden in der Gemeinde und mit demselben messen wir unsere Stellung und die Stellung der übrigen. Ohne dieses Glaubensmaß greift ein jeder über seine Stellung hinaus und fällt aus der wahren Nüchternheit, Mäßigkeit und Besonnenheit. Wenn in irgend etwas, so hat die christliche Wahrheit ihre Macht darin bewiesen, daß sie die Berufsarten abgrenzte, ordnete und einen jeden in seinen Beruf verwies. Wie der Apostel eben hier sich seinen Beruf wahrte, in dem er freilich nicht als Apostel, sondern durch die Gnade, die ihm besonders gegeben war, die Gemeinde ermahnte, wie er also sein Amt heiligt und übt, nicht unter seine Gebühr und sein Maß geht, aber auch nicht über dasselbe, *so lehrt er auch uns*. Wir haben zu glauben, daß gerade das, was wir sind und wie wir es sind, von Gott gewollt sei, daß er uns auch darin behüten und segnen wolle. Alle Beschränkung, alle Freudigkeit, aller Erfolg der Arbeit kommt aus dieser Unterwerfung unter Gottes Willen. Die Frau wolle nicht mehr sein als Frau und Mutter, eine Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder, ihr Haus sei ihr Reich, ihr Mann ihre Krone, ihre Kinder ihre Freude. Alles Hinübergreifen über diese Grenzen zerstört die Lieblichkeit und Weihe des weiblichen Berufes, bricht das Verhältnis zu Gott ab und bringt Fluch statt Segen. Der Mann wolle nicht mehr sein als der Ernährer und Beschützer seines Hauses, ein Herr des Gesindes, ein zärtlicher Gatte und ein treuer Arbeiter in seinem Berufe. Sind wir nicht die Vorgesetzten des Nächsten, was geht uns seine Arbeit, sein Werk, sein tun und Lassen an? Er hat vor Gott und nicht vor uns Rechenschaft abzulegen, auch werden wir ihm den Splitter nicht aus dem Auge ziehen! Bist du ein Untergebener, was beschäftigst du dich mit den Aufgaben deines Vorgesetzten? Sieh über den Mann hinweg und überlasse die Prüfung seines Tuns denen, die ihn zu prüfen haben. Aber das ist ja gerade, sagt man, die große Entwicklung unse-

rer Zeit, daß alle bei allem mitsprechen, daß jeder sein Urteil abgeben darf und abgeben soll, daß uns allerdings das Ganze und Große ebenso angeht, wie das Kleine und Geringe. Jeder muß mitwirken und mitsorgen für den Staat und für die Kirche, damit wir vorankommen. Es ist aber eine Torheit, für den Staat zu sorgen und nicht für sein Haus zu sorgen, der Kirche aufhelfen wollen und selbst nicht bekehrt zu sein. Schmücke dein Haus und dein Amt und du schmückst die ganze Straße, an der du wohnst. Das Große setzt sich aus dem Kleinen zusammen, und brennt dein Licht helle, so wird es noch weiter scheinen als über deinen Hof. Das ist die unglückliche Vielgeschäftigkeit und Welttätigkeit unserer Tage, daß ein jeder den Staat verbessern will und fängt nicht bei sich selbst an, sondern vergißt gerade sich über den vielen, denen er leben will. Haltet nicht von euch übers Maß hinaus! Zu Hause bei dem Weibe und bei den Kindern findet man es langweilig, man muß durchaus zum Nachbar und mit dem wieder zum anderen Nachbar, und da sitzen nun die Weltweisen zusammen und beraten die Zukunft des Vaterlandes. Ein tröstliches, ermunterndes Wörtchen gegen deine Frau, eine gute Lehre für deine Kinder hätte mehr Wert gehabt als deine ganze Weltphilosophie.

Aus dieser Unmäßigkeit kommt dann auch die Lust nach steten Neuerungen, Veränderungen; die vielen falschen Lehren, Theorien, Einfälle, die ausgeheckt und verbreitet werden. Die Beschränkung auf den Beruf erhält niedrig gesinnt, macht recht bescheiden, denn wie wenig leistet man, wie wenig kann man aufweisen – die Zügellosigkeit aber bläht auf, viele Worte machen toll und voll, man dünkt sich einen Welthelden, auch wenn man ein Narr ist.

Warum sind uns oft unsere Lebensverhältnisse, die Menschen, mit denen wir verkehren müssen, so unerträglich? Weil wir sie durchaus verändern wollen und können es doch nicht. So stoßen wir uns an ihnen, tadeln und richten sie. Laß sie doch so, wie sie sind; höre auf, sie zu verändern, trage sie – und glaube, daß dich Gott mit ihnen zusammengefügt hat und er *sie* gemacht, wie er *dich* gemacht. Ja Gott ordnet alles. Er macht Arme und Reiche. Er setzt Könige ein, unterwirft ihnen Knechte, läßt sie tyrannisieren und die anderen leiden. Er gibt Ehre und Schande. Er läßt es dir gelingen und läßt es dir nicht gelingen. Nichts kannst du; du weißt nicht, ob du noch einen Tag lebst: Gott ist deine Kraft, deine Zukunft. Das glaube, darin sei froh und verjage den Teufel der Versuchung, der dir immer etwas vorgaukelt, was du doch sein und haben könntest. Er plagt die Menschen, macht sie unmäßig und raubt uns allen Frieden. Ihm widerstehet fest im Glauben.

Haltet mäßiglich von euch. Ein Mensch von Erde gebildet lebt kurze Zeit. Es ist nicht wahr, womit man euch betrügt, daß die Welt immer besser würde. Es bleibt die Sünde und der Tod, verhüllt man sie auch durch Kultur und Fortschritt. Es bleibt das Elend und der Schmerz, das böse Herz.

Seid reich und glücklich in Gott und seinem Christus und lasset euch begnügen. Der eine freut sich an einer Blume, der andere kann sich nur freuen, wenn er Bergriesen und Gletscher vor sich sieht. Der eine freut sich an einem Groschen, der andere will Tausende haben. Welcher von beiden ist glücklicher? Der sich am *Kleinen* freut! So kommt es auf das Auge und das Herz an, mit dem man die Dinge betrachtet. Gott gebe uns ein einfältiges Auge und ein mäßiges Herz. Das tut er, wenn er uns in Not und Leiden wirft. Da hören die großen und vornehmen Gedanken auf, da wird man still und einfach. Der Gesunde durchreist die weite Welt, der Kranke ist zufrieden, wenn er einen kleinen Weg in den Garten macht. Der viel entbehrt hat, der weiß die Brocken zu achten, und wer gehungert, dem schmeckt das Brot süß. Wer viel Schande durchgemacht, der achtet die kleinste Ehre, und wer lange ohne Beruf und Tätigkeit war, dem ist es genug, stellt man ihn auch unter die Knechte. In Leiden ergibt man sich Gottes Willen. Und dieser Wille ist *gut*, auch wenn ich ihn tadle und bemängele, alle Wege des Herrn sind eitel Treue und Güte und es soll kein Gutes mangeln seinen Geliebten. Und dieser Wille ist *wohlgefällig*, auch, wenn er mir zur Last wird und ich unter ihm

seufze. Und er ist *vollkommen*; er wird sich einmal rechtfertigen und wir werden eingestehen: wie du es wolltest, Gott, so war es das allein Richtige.

Wohlan, erforschen wir alle: ein jeder in seinem kleinen Kreise, nach dem Maßstabe des Glaubens, was dort der Wille Gottes sei und lasset uns denselben tun. Denn wir gehören nicht zu den Unwissenden und Unverständigen, sondern zu den Verständigen.

Vers 4-8.

Denn gleicher Weise als wir in einem Leibe viele Glieder haben, aber alle Glieder nicht einerlei Geschäft haben, also sind wir viele ein Leib in Christo, aber untereinander ist einer des andern Glied, und haben mancherlei Gaben nach der Gnade, die uns gegeben ist. Hat jemand Weissagung, so sei sie dem Glauben gemäß. Hat jemand ein Amt, so warte er des Amtes. Lehret jemand, so warte er der Lehre. Ermahnet jemand, so warte er des Ermahnens. Gibt jemand, so gebe er einfältiglich. Regieret jemand, so sei er sorgfältig. Übet jemand Barmherzigkeit, so tue er's mit Lust.

Genau nach dem Griechischen so:

Denn ganz in der Weise, wie wir in einem Leibe viele Glieder, die Glieder aber alle nicht dieselbe Tätigkeit haben; ebenso sind wir, die vielen, ein Leib in Christo; die einzelnen aber alle Glieder von einander. Da wir jedoch Gnadengaben besitzen, welche nach der Gnade, die uns gegeben ward, verschieden sind: entweder Weissagung – so äußern sich die Gnadengaben in Übereinstimmung mit dem Glauben. Oder ein Amt – in dem Amte; oder wer Lehrer ist, zeige sie in der Lehre; oder wer Trost zuspricht – in dem Troste; wer mitteilt – in Einfalt; wer Vorsteher ist – in Sorgfalt; wer Barmherzigkeit übt – in Heiterkeit.

Es ist ein dem Apostel geläufiges Bild, die christliche Gemeinde mit dem einen Leibe und den vielen Gliedern an demselben zu vergleichen. Alle Gläubigen zusammen geschaut sind ein Leib, jeder einzelne ein besonderes Glied. Die christliche Gemeinde ist eine Einheit, aber eine lebendige, eine gliedliche. Sie ist eine Gestalt, aber keine tote, sondern eben eine durch ihre vielen Werkzeuge wirksame und tätige. Der Leib ist nicht vorhanden ohne die Glieder, vielmehr bilden die Glieder den Leib und wiederum Und die Glieder nichts, wenn sie nicht an dem Leibe sind und an dem Leibe bleiben. Sie dienen nicht sich selbst, sie dienen dem Leibe, wollen sie von dem Leibe abfallen, so werden sie unbrauchbar und man wirft sie weg. Was ist ein Auge außer dem Haupte – ohne den Leib – ein schmerzlicher, wehmütiger Anblick: sein Licht ist erloschen, es leuchtet weder sich selbst noch den andern Gliedern. Was ist ein Fuß außer dem Leibe – oft für den Amputierten ein Schrecken und ein lahmes Glied bei aller früheren Schnelligkeit. Das sind sehr einfache Wahrheiten, aber die Anwendung davon ist nicht einfach. Jedes Glied trägt in sich den stolzen Gedanken, daß es etwas außerhalb des Leibes sei und bemüht sich von dem Leibe sich; zu lösen, um auf sich selbst angewiesen zu sein, und es bedenkt nicht, daß es eben damit stirbt. Auch das liegt in jedem einzelnen Gliede, daß es immer meint, es nehme ab, wenn es ganz und gar den andern Gliedern diene, während es doch gerade *so zunimmt*, an Kraft, Gesundheit und Leben gewinnt. Kein Mensch ist etwas an und für sich, er ist nur etwas an der Menschheit, und noch mehr: kein Christ ist etwas an

und für sich, er ist nur etwas an der christlichen Gemeinde und kann kein Unservater beten, ohne an seine Brüder erinnert zu werden.

Von dem gewöhnlichen Leibe versteht sich das von selbst, daß die einzelnen Glieder in sich selbst nichts sind, aber wie schwer begreifen wir es von dem geistigen Leibe der Gemeinde, von unseren Brüdern!

Paulus würde nicht so häufig dieses Bild gebraucht haben, wenn nicht die Glieder in stetem Kriege gegen einander und gegen den Leib gewesen wären; wenn nicht bald das Auge den Fuß und der Fuß das Auge, oder die Hand den Arm und der Arm die Hand verachtet hätte, wenn er nicht schmerzlich davon berührt wäre, daß jedes Glied durchaus etwas anderes sein wollte, als was es sein sollte und sich nicht zufrieden gab, bescheiden die Arbeit und die Dienste zu tun, die ganz von selbst aus seiner Stellung und Fähigkeit hervorgingen.

Arme Glieder, die ihr nicht Ruhe halten könnt und aus eurer Stellung herauswollt, eben damit zerstört ihr euch selbst. Begebet euch doch Gott zum Opfer und lebet seinen Gaben und Kräften, die er gerade einem jeden von euch zugeteilt hat.

Denn so gewiß wie die natürlichen Glieder ihre Gaben und Tugenden haben, so gewiß hat auch Gott die Glieder am Leibe der Gemeinde und an jeder anderen Genossenschaft mit Gaben und Tugenden geschmückt. Wie weisheitsvoll stellte er die Leuchte in das Haupt; wie weisheitsvoll das Herz in die Mitte; wie weisheitsvoll die tragenden Säulen unter die Last des Leibes! Kein Mensch hätte je eine Hand erdacht mit ihrer wunderbaren Macht des Greifens und Fassens und kein Mensch hätte sie an der Stelle angebracht, an der sie nicht zu tief und nicht zu hoch gleichsam vom Mittelpunkt aus in freier Bewegung arbeiten kann. Man hat mit Recht die Hand unter die größten Meisterwerke Gottes gerechnet, weshalb wir alle Arbeit auch ein Handeln nennen.

So hat auch jedes Glied am Leibe der Menschheit und der Gemeinde seine Kräfte und Gaben. Auch wenn wir uns ohne jegliche Gabe fühlen – wir haben sie doch; und sollten wir sie nicht haben – so können wir sie empfangen, wenn wir darum bitten.

Unsere Worte lassen sich eigentlich nur aus einem lebendigen Gemeindeleben heraus verstehen, wo ein jeder des andern unbedingt bedarf, man an einander hängt und zur gegenseitigen Bedingung und zum gegenseitigen Schutz bereit ist. Die ersten christlichen Gemeinden mußten wie eine Phalanx stehen, sollten sie den Widersachern nicht unterliegen. Fehlte ein Glied, so gab es eine Lücke – und das Ganze konnte verloren gehen. Ebenso war eine Mannigfaltigkeit von Kräften vorhanden. Es gab nicht nur weissagende Männer, sondern auch Töchter, nicht nur beredete – geistlich beredete – Prediger, sondern auch Zuhörer; es gab nicht nur Regenten, sondern auch dienende Brüder – da galt es einem jeden sein Maß in seiner Stellung zu zeigen.

Von den Gaben, die wir zum Dienst der Gemeinde empfangen haben und die in ihrem rechten Maße bewahrt und gebraucht werden sollen, hebt der Apostel zuerst *die Gabe der Weissagung hervor*; dann *die der Amtstreue, des Lehreifers* und *der Ermahnungskunst*.

Ist von *Weissagung* die Rede, so haben wir nicht so sehr an Voraussagung von Zukünftigem zu denken, an eine Prophetie dessen, was da kommen soll, als an eine prophetische Erkenntnis und Anwendung dessen, was Gott schon geredet hat. Ein Weissager ist nicht nur der, welcher Blicke *hinaus* ins Verhüllte und Dunkle, sondern auch der, welcher Blicke *hinein* ins Geoffenbarte und Enthüllte tut. Die Propheten, die in den ersten christlichen Gemeinden auftraten, waren Verkündiger dessen, was Gott in Christo gewirkt hatte, mit praktischer, in die Gewissen eindringender Beziehung auf die Bedürfnisse und Zustände der Einzelnen. Ein Prophet sollte reden zur Besserung, zur

Erbauung und Tröstung; er sollte so reden, daß auch ein Heide, der zufällig in die christliche Gemeinde käme, durch die Aufdeckung seines Innern sich gestraft fühlen sollte und Gott die Ehre geben, der in seiner Gemeinde gegenwärtig wäre. Unter allen seinen Gaben stellt der Apostel die ihm erteilte Gabe der Weissagung am höchsten – warum? Weil sie am meisten der Gemeinde nütze – wie sie ja auch uns noch heute nützt, indem wir die paulinischen Briefe betrachten. Diese Briefe sind seine Weissagung, Ihr hauptsächlichster Inhalt ist die Erbauung der Gemeinde auf dem was Gott getan *hat*, doch fehlen ihnen auch nicht Abschnitte über das, was Gott noch tun *wird*: sie reden vom zukünftigen Abfall von der Lehre Christi, von der Wiederkunft des Herrn, von dem letzten Gericht. Weissagung ist also die Gemeinde erbauende, weiterführende und auf ihre Vollendung hinausweisende evangelische Lehre. Als solche ist sie gar nicht an diejenigen allein gebunden, die wir gewöhnlich als die Träger des Wortes ansehen: an die Pastoren, vielmehr kann jedes Gemeindeglied ein Weissager, ein Prophet sein, d. h. Gott und sich selbst so erkennen, daß er vor andern davon erbaulich und erwecklich reden kann. Es ist traurig, wenn sich die Gabe der Prophetie immer mehr auf wenige Pastoren beschränkt und Propheten in der Gemeinde nicht mehr zu finden sind. Wie trägt man oft so heißes Verlangen, seine eigene Prophetie an der in der Gemeinde sich äußernden Prophetie zu stärken und zu beleben! Welch eine Freude ist es, wenn man nur zuweilen hie und da einmal einen prophetischen Anklang vernimmt, einen Laut aus dem inneren Leben, aus geistlichen Erfahrungen von Betrübniß vor Gott und von Trost aus Gott. O, daß doch das ganze Volk des Herrn weissagte, rief ein alter Mann Gottes aus, und wir rufen es mit ihm: wie ganz anders würden dann unsere Weissagungen hier oben sein. Getragen wären sie von den Weissagungen da unten und erschallten in höherem Chore, während sie jetzt oft so seufzend, ringend und matt sich erheben. Bittet Gott um die Gabe der Weissagung. Es heißt ja: eure Söhne und Töchter sollen weissagen, wenn der Geist auf alles Fleisch ausgegossen wird. Ein Prophet ist also, der sich selbst und der Gott erkennt und der, weil er glaubt, auch redet, ja redet, wenn er auch sehr geplagt wird.

Lesen wir die Schrift und hören von Weissagung, dann scheint uns das so ferne jenseits des Meeres, hoch im Himmel oder tief in der Erde zu liegen: wer will es finden? Es ist dir ganz nahe; schau hinein in deine eigene Tiefe und in die Tiefe Gottes, in dein Elend und in Gottes Erbarmung und verschweige nicht, was du geschaut hast, und du bist ein Seher, ein Prophet. Schrecklich und lieblich ist es ein Prophet zu sein. Schrecklich: denn man sieht so viel Jammer und wie schwindet die Herrlichkeit des Fleisches: lieblich: man sieht so viele Gnadenwunder, so viele Taten Gottes in unserer Mitte geschehen. Welches ist nun das Maß dieser Prophetie? Wie bleibt sie göttliche Prophetie, wie dient sie zur Auferbauung des ganzen Leibes, der ganzen Gemeinde? Wenn sie dem Glauben gemäß ist. Eigentlich heißt es: wenn sie nach der Analogie, nach dem Richtsheit des Glaubens geschieht. Das ist ein viel gebrauchtes Wort. Die Schriften der Reformatoren sind von ihm gleichsam durchhallt: nach der Analogie, nach dem Verhältnis, dem Zuschnitt des Glaubens sei zu lehren. Das war ihre Waffe gegen Rom, gegen die Irrlehrer im eigenen Lager: man lehrt nicht nach dem Richtsheit des Glaubens. Der Glaube wird mit dieser oder jener Lehre vernichtet oder stark beschädigt. Der Glaube ist dem Apostel der Glaube an Christum, der uns in einer völligen, allgenugsamen Erlösung zur Gerechtigkeit gebracht hat. Glaube und Christus ist ihm oft einerlei. Glaube und Gerechtigkeit des Glaubens ebenso. Glaube und Gottes Gnadenmacht anerkannt und verstanden, ebenso. Demnach sei alle Prophetie zu beurteilen. Wer in der Gemeinde redete, sollte Christo gemäß reden. Seine Worte sollten zur Verherrlichung Gottes in Christo und zur Demütigung des Menschen reichen. Gott soll gepriesen werden, nicht der Mensch. Jede Gnadengabe soll der Gnade dienen. Der Glaube ist der große Regulator des ganzen Lehrwerkes. Ohne diesen geht alles verkehrt.

Wir bedürfen gar sehr an diese Ermahnung: wer weissaget, lehret, der lehre dem Glauben gemäß, erinnert zu werden. Die Welt ist voll Irrlehre auf Katheder und Kanzel. Nirgends wird mehr gelogen als da, wo man von Gott, feinem Willen und Werk redet. Welche Irrtümer, welche Einfälle, welchen teuflischen Betrug schmeichelt man mit dem Namen Jesu ein! Eine geistlose, erfahrungslose Welt wie die gegenwärtige kann fast nichts als geistliche Lügen hervorbringen, die den Glauben in seinem Grunde zerstören, Christum aufs neue kreuzigen und die Gemeinde ins ewige Verderben führen. Bald wird man nichts mehr haben als die dürren Worte: sittlich und religiös, und darunter wird ein jeder verstehen, was er will. Es gibt keine Sittlichkeit ohne Vergebung der Sünden und ohne heiligen Geist – alle andere Sittlichkeit ist Geruch des Todes und stiehlt und mordet, wo sie kann – im Geheimen und Offenbaren; und es gibt keine Religiosität, die nicht in der völligen Abhängigkeit von der Gnade Gottes bestände, wobei der Mensch abnimmt und Gott zunimmt.

Wir machen uns anheischig, euch die zerstörendsten Irrtümer zu predigen – würdet ihr es nicht billig vertragen? Fürchtete doch solche Duldsamkeit schon Paulus in seinen Gemeinden: verkündigte euch jemand einen anderen Jesum, denn den wir euch verkündigt haben, und empfindet ihr einen anderen Geist, denn den ihr empfangen habt, ihr vertrüget es billig. Das vom Teufel gesäete Unkraut sieht wie Weizen aus, auch das Giftkorn ist äußerlich ein Mehlkorn. Der Verführer will immer der Frömmste sein, und wenn er kommt, so redet er wie ein Lamm. Mit süßer Schmeichelei, mit beredter Zunge schleicht sich der falsche Prophet ein und niemand merkt es außer dem, der Gott fürchtet und die wahre Prophetie kennt.

Wollet nicht viele Lehrer sein und wisset, daß ihr eine doppelt schwere Verantwortung habt. O, wir bewundern den Mut derer, die sich zu dem heiligen Amte drängen – ohne Ahnung, welche Verantwortung sie auf sich nehmen und wie bald man statt der Wahrheit die Lüge gewonnen hat und damit sich selbst und andere verdirbt.

Ein nach der Richtschnur des Glaubens predigender Pastor ist jetzt – und wohl allezeit – ein Märtyrer; will er das nicht sein, so kann er nur noch ein Lügner sein. Zwischen diesen beiden gibt es kein drittes: Märtyrer oder Lügner. Und so jeder Christ, der nach seinem Glauben weissaget: er leidet, oder er verfälscht, er bewahrt mit Schmerzen oder er gibt nach.

O Gott, schärfe unsere Sinnen, das Geheimnis des Glaubens gefunden zu haben, um alsbald zu merken, was gegen denselben ist. Wer einmal als Sünder vor Gottes Richterstuhl freigesprochen ist, der durchschaut alles Blendwerk derer, die sich selbst und nicht Christum suchen; die ihr Vertrauen auf Sittlichkeit und Religiosität steifen und nicht auf den, der sich erbarmt wessen er will. Woher kommen so viele Ketzereien in der christlichen Kirche, auch so viele falsche Maximen im Haus- und Staatsleben, weil es uns an der rechten *Amtstreue* fehlt, an der fleißigen Selbstbeschränkung auf unseren Berufskreis. Der Mangel an Amtstreue beruht aber auf der falschen Auffassung dessen, was das Amt ist. Ein Amt heißt hier und sonst überall ein Dienst, eine Bedingung. Nicht ein Dienst, mit dem man sich selbst dient, sondern ein Dienst, mit dem man anderen dient. Ein Amt ist also zunächst eine Bürde, nachher eine Würde; eine Bürde, indem wir die Lasten anderer tragen. Ein Beamter ist ein Diener, ein Knecht der Menschheit, das soll er vor allem wissen und eben in solcher Bedienung seine Ehre und Freude suchen. Wie Christus nur ein Diener der Welt sein wollte, so auch seine Apostel, so auch ein jeder von seinem Geist Erfüllte, der in der Gemeinde, im Hause, im Staate ein Amt hat. Unsere Eitelkeit läßt uns freilich bei dem Empfange eines Amtes zuerst immer an uns selbst denken: wir seien hochgestellt, geehrt, hätten eine Bedeutung in der Welt. Statt daß wir bedächten, daß wir niedrig gestellt seien, um andere hoch zu stellen, Not und Angst auf uns genommen haben, um andere zu beglücken und allein darin unsere Bedeutung haben, daß wir andere zu etwas machen. Anfänglich – übernimmt man einen Dienst, – fährt man voll in die Segel und glaubt,

wir wären die ersten im Schiff, aber nachher, nachdem man manchen Sturm erlitten und manche Havarie gehabt, geht man behutsamer zu Werk, achtet auf die lieben Schiffsgenossen und wendet nach denen Segel und Kurs. Man wird schließlich ein recht armer Pastor, der nichts fertig bekommt, und ein recht gelassener Beamter, der zufrieden ist, wenn er diesen Tag wieder hinter sich hat und das ausgewirkt, was seinen Anvertrauten nützt.

Ein Amt ist ein oft schwerer Dienst und in solchem Dienst sollen wir uns finden lassen. Was Luther mit warten übersetzt, heißt eigentlich: in dem Dienste sein, sich in ihm bewegen, in ihm beharren, in ihm seine Ruhe und sein Maß finden.

Ein jeder ist von Gott in sein Amt gestellt und muß durchaus die Gedanken von sich abwehren, als hätte er auch etwas anders sein können, als wäre sein Beruf verfehlt. Du bist an deiner rechten Stelle, wo du auch bist. Bleibe an dieser Stelle, sei es auch ein dürrer Ort. Wähle keinen anderen Beruf. Du verlierst Zeit und Kraft und am Ende auch Gottes Segen. Einmal anfangen mit etwas und dann vollenden, durchhalten. Das Leben ist zu kurz für den Wechsel. – Bewahre deine Liebe dem, was du zuerst lieb gewonnen: bleibe in deinem Amte!

Wir sagten, daß alle Ketzereien daher kämen, daß man nicht amtstreu sei. Gewiß, denn ist das Amt ein Dienst für andere, so werde ich mich nicht selbst suchen, sondern die andern, werde nicht meine besonderen Einfälle und Gedanken an den Mann zu bringen suchen, sondern das reden und tun, was die andern fördert. Faßt man das Amt als Selbstverherrlichung auf, dann wird man immerdar sich präsentieren und sich bewundern, und dann kommen aus dem süßen Munde des Selbstlobes Ketzereien auf Ketzereien, Irrlehren auf Irrlehren. Man predigt seine Entdeckungen, seine Funde, seine Fortbildungen der alten Lehre – denn die Alten waren ja so schwerfällige Geister – wie leicht und sinnig hüpfen und fliegen wir. Ja man wird von seinen Fabeleien getragen und die sind luftig und aufgeblasen von leerem Wind. Betrachte ich das Amt als einen Dienst, so werde ich mehr als an mich an die mir Untergebenen denken und *ihnen* reden, *ihnen* förderlich und nützlich sein wollen. Warum hat Christus und seine Apostel die Welt überwunden? – weil sie nicht regieren, sondern dienen wollten, weil sie die untersten Wege gingen und nicht die höchsten. Du willst in deinem Amte, daß sich alles um dich bewege, man dir in allem zuvorkomme, dich übermäßig ehre. Du wirst eifersüchtig, bitter und falsch, wenn es nicht so geschieht. Bewege du dich doch um die anderen, ehre du doch die anderen, regiere sie, ohne daß sie es wissen: sei ein Diener und eine Dienerin und sie sind dein. Schwere Kunst, ja sehr schwer. Ganz unmöglich für uns zu lernen. Dazu gehören erneuerte Sinne, eine Wiedergeburt des Geistes. Ohne dieselbe haben wir nur ein Tyrannen-Zepter, keinen Hirtenstab.

Jedes Amt bringt mehr oder weniger die Pflicht zu lehren. Mögen manche Tätigkeiten auch stumm und still sich abmachen lassen: was lehrt oft mehr als das stumme und stille Vorbild, wie kann es beschämen, wie erwecken! Namentlich hat ja das Weib ohne Wort zu lehren in den Wirkungen ihres keuschen, arbeitsamen, lieblichen Wandels. Indessen bleibt doch das Wort das hauptsächlichste Lehrmittel, und wir müssen von demselben steten Gebrauch machen. Jeder Beamtete hat Befehle, Winke, Lehren zu erteilen. Das Pastorenamt ist besonders das Amt öffentlicher Lehre: darum auch mit das schwerste. Wie gerne, o wie gerne möchten wir oft schweigen und die Welt gehen lassen, wie sie will: wie wenig wird man seiner Rede froh und selig. Doch es ist uns das Amt befohlen, und zuweilen gibt auch Gott ein freudiges Auftun des Mundes, und man stärkt sich selbst, indem man andere stärkt, belehrt sich selbst beim Unterrichten. Doch abgesehen von unserem Amte: jedes Amt ist in gewisser Beziehung ein unterrichtendes.

Haben wir nun zu lehren, so lasset uns in der Lehre bleiben. Wenn irgendwo, so hat hier allein die Beharrung auf Erfolge zu hoffen. Wer hier nachgibt, erreicht nichts. Viele, viele Schläge machen allein aus dem harten Stein einen baufähigen, nützlichen Stein. Viele Hiebe stutzen allein das rohe, rauhe Holz zu einem wohlgeglätteten Balken zu. Ein eßbares Brot hat eine lange Geschichte, und wir denken oft nicht daran, wenn wir es genießen. Welche Mühe macht ein Säugling, welche Not der Junge, der Student, oft auch noch der Beamte? Darum in der Lehre geblieben: immer wieder dasselbe gesagt, ganz dasselbe. Eins ist not, nicht vieles. Eins gelernt ist alles gelernt. Auf guten, Grunde steht ein Haus fest. Alles wissen und doch nichts wissen, was ist das für eine Kunst! Ihr Lehrer, verliert eure Freudigkeit nicht. Es ist wahr, ihr seid schlimmer dran als die Steinhauer, als die Zimmerleute. Was ist ein Mensch für ein mühseliges Stück Arbeit! Prediget, lehret, strafet, ermahnet, es sei zur Zeit oder zur Unzeit. Heute ist das Ohr geschlossen, morgen ist es vielleicht offen, wir wissen es nicht, darum lehre heute und morgen, berechne nicht die Zeit. Willst du auf den Sturm achten, so wirst du nie zum Säen kommen; säe bei stürmischem und klarem Wetter, vielleicht gelingt es dir bei jedem! Jesus lehrte sie: las einst jemand zu seinem großen Troste, als er ermatten wollte. Er lehrte sie vom Morgen bis zum Abend. Man höre oder höre nicht, man verstehe oder verstehe nicht, man nehme zu oder nehme ab: wir haben zu lehren und wieder zu lehren. Nach Jahren wird man uns doch noch begrüßen und uns danken. Nicht jeder Same geht auf, nicht alle Blüten tragen Früchte – es sind ihrer zu viele und sie dienen dem vergänglichen Schmucke – aber es gibt doch Korn und doch Obst. Von welcher unermesslichen Bedeutung können einzelne Worte sein! Nicht von langen Reden lernt man, vielmehr von *einem* Wörtlein, was die Seele durchdrang; drei, vier, fünf Wörtlein sind die Denkmäler auf unserem Lebenswege. Ohren- und heftevoll trägst du Worte nach Hause – was nützen sie? Aber *ein* Stachel und *ein* Pfeil Gottes: *der* hat den Mann getroffen.

Darum Mut und Vertrauen, ihr Lehrenden: eure Arbeit – geschieht sie in dem Herrn und nach seiner Gnadengabe – ist nicht vergeblich.

Für Weissagung, für Amt, für Lehre lasset uns festiglich glauben, daß uns Gott, einem jeden nach seiner Stellung, eine Gnadengabe gegeben habe. Diese Gabe wirkt von selbst. Sie bedarf nur der Erweckung und Anwendung. Erwecke die Gnadengabe, die in dir ist, durch die Handauflegung der Ältesten, ruft unser Briefschreiber einem jungen Freunde zu: erwecke sie. Gott hat uns nicht den Geist der Furcht und Zaghaftheit gegeben, sondern den Geist der Kraft und des Glaubens und der Liebe.

Es sei ein jeder von uns in seiner Berufssphäre der guten Zuversicht, daß ihm Gott die nötige Befähigung und den wirksamen Segen gegeben habe. Aber ich empfinde es nicht, ich bin das Ungeschick selbst? Glaube Gott, daß er mächtiger sei als dein Ungeschick, und hinein in die Arbeit, nicht in den Müßiggang.

Die Gaben der Weissagung, der Amtstreue und des Lehreifers stellt der Apostel im Folgenden unter einen Gesichtspunkt, nämlich, daß sie nur dazu dienen: mitzuteilen, darzureichen, daß sie Gaben seien, mit denen anderen dargereicht werden soll. Weshalb der Regierende sorgfältig zu Werke gehen möge und der Barmherzigkeit Übende mit Lust.

Das einfältige Geben.

Der da gibt, der da mitteilt, er tue es in Einfalt. Unter Geben und Mitteilen ist hier nicht allein an das zu denken, was wir Mildtätigkeit nennen, also an Almosen, an Unterstützungen durch Geld und Gut. Ein jeder Dienst, der geleistet wird, ist ein Geben. So geben in der christlichen Gemeinde alle allen und alle empfangen wieder von allen. Der Größte teilt dem Kleinsten mit und wiederum der

Kleinste dem Größten. Es kann der Leib kein Äderlein entbehren und eine Zerreißung der dünnsten Faser des Fußes kann den ganzen Fuß lahm legen und den stärksten Arbeiter monatelang aufs Bett werfen. Wie die ganze Naturwelt ein gegenseitiges Geben und Nehmen ist, wie! die Pflanze ebensoviel an Erde und Luft wieder abgibt, als sie erhalten hat, so auch in der christlichen Gemeinde, so auch in der großen Menschenwelt. Es ist eine Blindheit zu meinen, man teile nur mit und empfangenichts, während man doch ohne die anderen keinen Tag leben kann. Gerade der, der am meisten mitteilt, empfängt auch wieder am meisten, wie könnte er sonst so viel mitteilen. Ein Ausschöpfen aus fremdem Quell in eigenen Quell und wieder ein Einschpfen aus eigenem Quell in fremden Quell ist unser stetes tun. Wie soll nun solches Mitteilen geschehen? In Einfalt. Was ist Einfalt? Einfalt hat der, der eine Falte hat, der nicht verschiedene Beugungen und Wendungen seines Wesens hat. Der Einfältige ist der Gerade, Schlichte, in des Geiste kein Trug und keine Hinterlist ruht. Der Einfältige tut was er tut nicht aus Berechnung, aus allerlei Rücksichten, sondern weil ihm dieses befohlen ist und er an dem tun an und für sich Freude hat. Er weiß nicht, was er tut, er beurteilt sich selbst nicht: er geht dahin mit stillem ruhigem Sinn und lebt seiner Pflicht. Eine Magd ist einfältig, wenn sie nicht mit Dienst vor Augen dient, nicht absichtlich gefallen will, sondern zufrieden ist, wenn sie Gott gefllt und seine Anerkennung hat. Ein Diener ist einfältig, wenn er nicht immer von seinem tun und Lassen redet, nicht prahlerische Worte über seinen Eifer und seine Treue sprudelt, sondern seine Werke ohne Worte für sich reden läßt. Nur wer ein himmlisches Erbe hat, kann einfältig sein. Alle anderen sind geizig und tun, was sie tun, nur aus Berechnung, Sie dienen nur, damit ihnen gedient werde, sie geben nur, damit sie dreifach wieder erhalten. An dem Geben an und für sich haben sie keine Freude: ihre Freude ist der Handel, den sie auch mit dem Geben abschließen. Sie machen mit allem ein Geschäft. Es sind Zahlenmenschen, während der Gläubige, der das Ewige Besizende, keinen Begriff von Zahlen hat. Er lebt ohne Zahlen. Die linke Hand weiß nicht, was die rechte tut. Man könnte ihn auch, wenn er viel Wohltat erweist, mit der Frage in Angst setzen, ob er auch mitteile, denn er hat seine Wohltaten vergessen. Er schreibt sie nicht auf und registriert sie nicht. Der Römische hat alle seine Gebete, Kirchgnge, Almosen, guten Werke auf eine Tafel geschrieben und hängt sie über sein Bett: der Evangelische findet auf seiner Tafel, wenn er anders eine hat, immer eine große Null. Die Einfalt ist blind, ja dumm und eben darum sehend und göttlich weise. Man kann mit der Einfalt alles machen, nur das Eine nicht, daß man sie vom Dienst Gottes und vom Dienst der Brüder ablockt – in eigenen Dienst hinein. Es liegt in ihr: sie kann nicht anders; was sie tut, tut sie in der Furcht Gottes, in heiliger Freude: gleichend einem Kinde, das selbst der Schlange Brot zuwirft, lachend und froh, ohne Ahnung, wie nahe ihm Tod und Gift sei.

Lasset uns das Geben in Einfalt üben, so sind wir Gott unsrem Vater ähnlich, denn er gibt Gerechten und Gottlosen, Dankbaren und Undankbaren.

Das sorgfältige Regieren.

Aufs neue kommt hier der Apostel auf das Regieren, obwohl er schon oben von dem Amte geredet, weil er das Regieren als ein Mitteilen aufgefaßt haben will und solches solle in Sorgfalt geschehen. Eigentlich lauten die Worte: *Der da vorsteht*, der Vorsteher, verfare mit Eifer. Die Vorsteher teilten viel an die Gemeinde mit. Als *Presbyter* hatten sie mit reiner Lehre, mit praktischer Weisheit, mit den Erfahrungen des innern Lebens der Gemeinde voranzugehen, als *Diakonen* lag die Armenpflege in ihrer Hand, und sie mußten Witwen und Waisen, Kranke und Sieche besuchen. Die Vorsteher waren dadurch vor Gott und Menschen hoch geehrt, daß sie ihre Herde dem ewigen Leben zuführen sollten. Sie regierten mit Gott und mit Christo und arbeiteten an der ewigen Erlösung von unsterblichen Seelen. gibt es etwas Höheres, etwas Heiligeres? In der Kirche unseres Bekenntnisses

hat es nie an solchen Vorstehern gefehlt, die ihr Amt mit Eifer verwalteten. Sie ist ja die Kirche vielmehr der Ältesten, als der *falsch* von ihnen getrennten Pastoren: auch die Pastoren waren nur Älteste. Wir werden hier an ein Bild erinnert, das eine freundliche Hand uns schenkte. Es ist eine Winterlandschaft, Schnee bedeckt den Boden. Dunkler Tannenwald zieht sich vorne und an den Seiten hin. Aus ihm hebt sich ein Blockhaus hervor unansehnlich und klein. Welch ein merkwürdiger Zug bewegt sich durch diese Gegend? Voran gehen zwei Männer mit der Kleidung des siebzehnten Jahrhunderts, stark bewaffnet, die gespannten Büchsen in der Hand. Dann folgt ein Mann in schlichtem Talar, die Bibel im Arme, ruhige Andacht im Gesicht, ihm zur Seite gehend ein sauber, einfach gekleidetes Weib. Es folgen Kinder, Frauen, Männer, letztere bewaffnet und nach den Waldungen spähend. Ernst und vorsichtig bewegt sich der feierliche, halb friedvolle, halb kriegerische Zug. Wir sind in Amerika. Die *Puritaner* aus ihrem Vaterland geschieden, haben sich hier angesiedelt, und es ist Sonntag, ein heiliger Tag, sie gehen zur Kirche. Voran die Ältesten, hinterher die Ältesten mit Schutz und Wehr.

Es sind die lieblichsten Züge aus der Geschichte der reformierten Kirche, die sich an die Aufopferung, Treue und Liebe der Ältesten knüpfen. Wie es in den apostolischen Gemeinden solche Vorsteher gab, von denen Paulus rühmt, sie haben ihr Leben für euch, ihre Gemeinde gering geachtet, sie ringen mit stetem Gebet und Flehen für euch, daß ihr doch möchtet in allem Gotteswillen vollkommen dastehen, so ist auch die reformierte Kirche an Ältesten reich gewesen, die in den Riß traten für ihre Gemeinde und fleißig da, wo die Feinde Bresche legten, die Mauern ausmauerten. Ein solcher war der französische Admiral Coligny, ein solcher Wilhelm von Oranien, Männer voll Liebe bis in den Tod. Ja noch mehr als diese berühmten Namen haben in kleinen Kreisen die Ältesten verborgen gewirkt. Wie erhebend wirkt es, wenn man in reformierten Gemeinden bei der Feier des Abendmahls die Ältesten die Kelche füllen sieht, an ihre rechte Stelle bringen und das Ganze mit Sorgfalt überwachen. Ein gläubiger Ältester predigt mehr als ein Pastor, denn bei letzterem meint man immer, er tue es um des Amtes willen. Berühmte reformierte Bekenntnisschriften sind von Ältesten aus allen Ständen unterschrieben und ihre letzten Artikel handeln öfter von den Pflichten und Ehren der Ältesten.

Sorgfalt bedarf der Steuermann, der mit scharfem Auge jede Wendung des Stromes beherrschen muß, um so oder so sein Rad zu drehen; Sorgfalt der Maschinist, der die Lokomotive lenkt; aber noch mehr Sorgfalt der Vorsteher der Gemeinde, denn viel eher als ein Schiff und als ein Eisenbahnzug ist die Gemeinde abgeirrt von dem einzigen Wege, auf dem sie wandeln kann. Das geistliche Leben ist zu heilig und zart, die Gefahr der Verführung zu groß, als daß nicht mit einmal eine eben noch grünende Fläche verdorrt sein kann. Inmitten eines Kreises von erfahrenen Ältesten hörte ich einmal einen würdigen Mann zu ihrer Ermahnung nur die Worte sprechen: Seien Sie vorsichtig und sorgfältig. Man verstand ihn.

Sorgfalt erweckt Vertrauen. Man fühlt aus ihm Nachdenken, Liebe und Fleiß heraus. Die Seelen sehen sich teuer geachtet. Man behandelt sie und ihre ewige Bestimmung nicht wie eine kalte Geschäftssache, sondern im heiligen Geiste mit dem Gefühl seiner Untüchtigkeit und doch mit Eifer. Welch eine Vergeltung für treue Vorsteher, wenn sie einmal bei Gott sich selbst und etliche ihrer Anvertrauten wiederfinden: das ist eine unvergängliche Krone,

Das Barmherzigkeit-Üben mit Lust.

Die gliedliche Unterstützung, die wir einander in der christlichen Gemeinde zu leisten haben, wird sich auch häufig steigern müssen zur Erweisung der Barmherzigkeit. Mit dem gewöhnlichen

Mitteilen ist immer auch ein Wiederempfangen verbunden: es ist ein Geben und Nehmen; mit dem Vorstehen und Regieren ist Ehre verbunden: es ist der Regierende doch immer ein Bevorzugter und Belohnter; aber da wo Barmherzigkeit erwiesen werden soll, fällt oft alles zeitliche Wiederempfangen und Wiedervergelten fort.

Die Worte, die Luther übersetzt: Übet jemand Barmherzigkeit, so tue er es mit Lust, kann man auch so geben: Wer sich erbarmt, der tue es in fröhlicher Willigkeit.

Das Gebiet des Erbarmens ist das Gebiet des Elendes. Es ist das Elend selbst, welche das Erbarmen bei denen hervorruft, die ein Herz für Erbarmung haben. Das Erbarmen ist der Wiederklang des Elendes bei dem Empfindsamen. Erbarmen ist ein inneres Bewegt- und Ergriffen-werden von fremder Not. Es gibt nichts zarteres als das Erbarmen: eine mitleidende, wehmutsvolle, hilfsbereite Seelenstimmung ist es. Erbarmen und Erwärmen hängt zusammen. Das Erbarmen kann nicht vorbeigehen an der Not des Nächsten. Das Erbarmen bleibt stehen, wird festgehalten, muß Rat und Tat schaffen. Es kann nicht anders, es muß sich erbarmen. Es liegt ein Zwang in ihm, der jede Ausrede, jede Ausflucht unmöglich macht. Das Erbarmen ist die größte Gewalt im Himmel und auf Erden. Es ist die Liebe in ihrer vollen Weisheit und Tiefe: in ihrer ganzen Versenkung in den Jammer eines anderen. Das Erbarmen leidet oft mehr als der Gegenstand des Erbarmens. Man kann sein eigenes Elend oft nicht so fühlen, als wie es der fühlt, der sich über dasselbe erbarmt. Man kann hart sein in seiner Not, während das Erbarmen in unsere Not weich und erschüttert ist. Kein größeres Wunder im Himmel und auf Erden als das Erbarmen. Unmögliches macht es möglich. Aus den Tiefen holt es wieder und versetzt in die Höhe. Todkranke macht es gesund, hoffnungslos Verzweifelte zu frohen Kindern der Zuversicht. Wo niemand Rat weiß, weiß es Rat; wo alles schweigt und stumm ist über den namenlosen Schaden, da redet das Erbarmen Worte der Errettung. Es verzagt nie, es gibt es nie auf: aus seinem unerschöpflichen Abgrund steigt immer neue Kraft, neues Licht und Leben. Meint man: jetzt werde auch das Erbarmen gebundene Hände haben, gerade dann zeigt es seine Freimacht, seine Ungehindertheit. Alle Bedenken, alle Zweifel beseitigt das Erbarmen: einen Triumph nach dem anderen feiert es.

Darum ist auch das Erbarmen die Schatzkammer Gottes, aus der er die größten Schulden bezahlt und aus ewiger Haft befreit. Aus feinem Erbarmen ist seine Weisheit geboren, der ganze Rat der Welterlösung. Sein Erbarmen machte ihn klug zu unserer Seligkeit. Wo kein Erbarmen ist, da sind auch keine Gedanken, keine Gedanken der Erfindung der Hilfe. Das Erbarmen ist sinnig und entdeckt alles. Die Liebe ist die Mutter des Rates. Die Liebe hat hundert Augen und wo man eines, ihr auslöscht, da zünden sich drei dafür an.

Warum ist Jesus der Weltheiland? Weil er das mächtigste Erbarmen hatte. Werden uns die vergänglichen Weltgrößen in der Prophetie beschrieben, so immer als Tiere ohne menschliches Herz: Tiere heraufsteigend aus Verderbenswassern der Welt, aber nicht herabkommend von dem lichten Himmel. Bald als ein Löwe, der Flügel wie ein Adler hat, bald wie ein Bär, bald wie ein Pardel, oder wie ein unbeschreibbares Tier mit schrecklichen Hauern, das alles verschlingt und was übrig bleibt mit seinen eisernen Füßen zertritt. Denn die irdischen Weltgrößen sind ohne Erbarmen und wenn sie, wie Napoleon nach dem russischen Feldzuge 600.000 geschlachtet haben, so trillern sie einen Gassenhauer. Sie leben von Blut. Aber der Weltheiland wird mit einem Menschen verglichen, mit eines Menschen Sohn, der ein menschliches Herz hat und menschliches Empfinden: der von oben kommt und nach oben geht in den Wolken des Himmels. Heilen kann nur das Erbarmen, das aus Gott geboren ist. Während man über die Geschichte der Weltreiche schreiben kann: sie verzehrten und fraßen sich unter einander, heißt die Geschichte des Menschensohnes: *er heilte*. Einmal ging er heraus – ohne zu wissen, wer da draußen war – er sah eine große Volksmasse, und was war

die plötzliche Wirkung ihres Anblickes: es jammerte ihn derselbigen, oder wie der Hebräer übersetzt: es brauseten seine Eingeweide.

Haben wir diese Gesinnung Jesu Christi auch? Haben wir sie durch eine Erneuerung unseres Sinnes, durch eine Wiedergeburt? Denn unser natürliches Herz ist steinhart, an dem wächst kein Erbarmen. Ein Mensch ist so erbarmungslos, daß er den Verlust seines Weibes und seiner Kinder in einer Seuche ruhig erleben kann und dabei in seinem Herzen sich freut, daß er seine Haut gerettet habe. Man sei Priester oder Levit, man geht doch vorüber an dem, der unter die Mörder gefallen ist; man sei die heilige Stadt selbst, man wird sein Osterfest mit Festmahlzeiten begehen, auch wenn man den Gerechten mordet. Wenn ich nur gedeihe, was geht mich die Welt an: das steckt in einem jeden. Für sich selbst verlangt man die größte Rücksicht, will auf Händen getragen sein, immer soll der andere an uns denken: aber wie selten steigt in uns der Gedanke auf, was bedarf dein Bruder, deine Schwester?

Lernet Barmherzigkeit von dem Barmherzigen. Sein Geist ist nicht ein Geist der Härte, sondern eine milde, sanfte Taube senkte sich auf ihn und blieb bei ihm. Wir mögen alle Tugenden nach unseren Vorstellungen haben, *eine* haben wir nicht: Erbarmen. Das kann sich kein Mensch nehmen. Vielmehr sind alle Tugendhelden immer grausam gewesen. Der Kaiser Marc Aurel hat fast die schönsten Sprüche des Altertums geredet, und dabei die Christen mit kaltem Blute als aufgeblasene Toren hingerichtet. Die fleischlichen Tugenden haben immer dies letzte Wort: Was soll aber dieser Zöllner? Wir werden einmal darnach gerichtet werden, ob wir Barmherzigkeit gehabt. Denn nicht an Opfer und Gaben, sondern an Barmherzigkeit hat Gott Wohlgefallen, und die Barmherzigkeit wird sich wider das Gericht rühmen. Wo bekomme ich die Barmherzigkeit her? Aus der Fülle Jesu Christi, nicht aus deiner Armut. Wer an ihn glaubt, der ist barmherzig, denn er glaubt eben eine Barmherzigkeit, und man kann keine Barmherzigkeit für sich glauben, ohne gegen andere auch barmherzig zu sein. Jemand, der von einem Regenguß überschüttet ist, der trieft von Regen: nun, wenn die Barmherzigkeit Gottes uns überschüttet hat, werden wir gegen den Nächsten uns verschließen können? Nein, er empfängt mit von unserem Segen, von unserer Gabe. Es mögen manche die duftende Frühlingsblume nicht sehen, die mir Gott in meine Stube gestellt hat: sie sollen es aber an dem Geruch fühlen, der von dieser Blume ausgeht. Alle, die zu Gnaden angenommen, sind gnädig, alle, die die Wohltat Gottes erhalten, auch Wohltäter. – Daran prüfe die Wahrheit deines Glaubens. Was nützt uns der fromme Schein, wenn wir auch wandeln wie die Unbekehrten, oder sogar von denselben beschämt werden und ein Samariter sich des unter die Mörder Gefallenen annimmt. Nicht Worte, sondern Kraft verlangt und gibt Gott.

Nun, wer Barmherzigkeit übet – und wenn wir es doch alle täten – in welcher Weise und in welchem Maße soll er es tun? Er tue es mit Lust und mit fröhlicher Willigkeit.

Ist es leicht, mit Lust Barmherzigkeit zu üben, wenn es gilt, einen alten Vater und eine alte Mutter in ihrer Wunderlichkeit, Kränklichkeit, Stumpfheit und Unerträglichkeit zu ertragen und zu pflegen? Ist es leicht, mit Lust Barmherzigkeit zu üben, wenn es gilt, Witwen und Waisen in ihrer Trübsal zu besuchen und es sind Frauen ohne Vernunft und Kinder ohne Zucht? Ist es leicht, mit Lust Barmherzigkeit zu üben, wenn es gilt, in der dumpfen Luft einer Krankenstube auszuhalten, oder einen Lazarus unter seinen Schwären und Hunden zu besuchen? Ist es leicht, mit Lust Barmherzigkeit zu üben, wenn es gilt, Rohen, Harten, Gefühllosen, ganz Verworfenen und Verlorenen einen Dienst zu tun? Es ist hier freilich von keiner Lust die Rede nach unseren Begriffen. Die wahre Willigkeit streitet stets mit der Unwilligkeit und siegt zuletzt ob. Sie fühlt sich nicht und ist doch vorhanden. Man klagt über seine Kälte und ist warm; man meint jeglichen Triebes zur Wohltat bar zu sein und doch lebt in uns das Verlangen und tun der Barmherzigkeit. Nun solche mit der Unlust

kämpfende und obsiegende Lust, muß in uns sein und ist in uns, sind wir anders Christi Geistes teilhaftig. Es hat mancher mit Lust im Namen Christi Barmherzigkeit geübt, wo er selbst sich seiner Unlust wegen beklagte und wo doch andere sagten: Welch eine Treue, Welch eine Liebe!

Mit Lust übte Barmherzigkeit Onesiphorus, als er den gefangenen Apostel in seinem Gefängnis besuchte und sich seiner Bande nicht schämte, und der Gefangene rief auf ihn die Barmherzigkeit Gottes für den Gerichtstag herab. Mit Lust Ruth, als sie mit ihrer Schwiegermutter in das arme Bethlehem einzog und die Ähren auf dem Felde las. Mit Lust David, als er den elenden, lahmen und häßlichen Mephiboseth, den Sohn seines Todfeindes, an seinen Tisch nahm, um ihn alle Tage zu sehen, zu speisen und zu dulden. Mit Lust Esther, als sie gegen das Gebot des Königs in den Hof hineinging mit dem Heldenworte: Komme ich um, so komme ich um.

Mit Lust haben es alle die getan, die sich des kranken, verlassenenen, nackten, verachteten, gefangenen Jesus in seinen Zeugen annahmen und die doch nicht wußten was sie taten denn als er sie rühmte, da waren sie in ihren eigenen Augen ohne Ruhm.

Das Feuer der Liebe Christi verbrennt alle Lauheit. O daß wir von demselben berührt wären. Bereitet euch doch alle diese Freude, barmherzig zu sein, denn was ist lieblicher und wohltuender, was mehr Gott ähnlich! Werdet seine Nachfolger, seine Kinder! Sei barmherzig, diese Mahnung bringt uns überall die seufzende Kreatur, die leidende Menschheit, der frevelnde, vom Wege des Lebens abirrende Sünder. Sei barmherzig, ruft wohl diese oder jene Frau ihrem Manne zu, der sie statt mit Liebe mit Schlägen überhäuft. Sei barmherzig, ich habe dir alle deine Kinder geboren. O wohl ihm, wenn er in sich schlägt und einen ganz veränderten Sinn empfängt, damit er nicht die schrecklichen Worte seinem Prediger ins Angesicht zu schleudern hat: Ja, wenn es einen Gott gibt, dann bin ich verloren. Nein, er will den Tod des Sünders nicht, sondern das; er sich bekehre und lebe. Sei barmherzig, so schreit mancher Pächter zu seinem Miets Herrn auf, und ändere meinen Kontrakt, ich behalte keinen Ziegel auf dem Dache, ich ruiniere mich ganz. Immerhin, spricht die Härte des Millionärs, mein Geld muß ich haben, da sieh du zu. Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben. Welch einer Ewigkeit geht ein solcher Mann entgegen? Sei barmherzig, rufen so manche Arbeiter dem Arbeitgeber zu: doch er hat keine Ohren, das Geld hat sein Herz tot gemacht. Darum tut es not zu lehren: *Übet Barmherzigkeit mit Lust.*

Es ist mit der Barmherzigkeit wie mit allen Gnadengaben Gottes, sie erscheinen oft nicht als das, was sie sind. So gibt es eine Barmherzigkeit, die oft als Härte sich zeigt und doch gerade so echte Barmherzigkeit ist. Nehmen wir einem Heuchler seine Maske ab, so ist das freilich etwas hart, aber Welch eine Barmherzigkeit für den Mann, einmal sich selbst zu sehen und gesehen zu werden als das, was er ist. Solche Härte ist Barmherzigkeit, wie es auch keinen barmherzigeren Vater gibt, als der sein Kind züchtigt, und keine treuere Mutter, als die gegen allen lärmenden Protest ihre Kinder reinigt. Barmherzigkeit ist nicht Weichlichkeit und Schlaffheit, nicht Beschönigung und Zudeckung der Sünden, sondern eine Liebe aus der Wahrheit und für die Wahrheit.

Die Barmherzigkeit kann strafen, kann schneidig wie ein Messer sein, kann den Menschen vernichten, aber nur um ihm wahrhaft zu helfen und ihn aus aller Lüge und allem Selbstbetrug in wirkliche Genesung zu versetzen.

Vers 9-12.

Die Liebe sei nicht falsch. Hasset das Arge, hanget dem Guten an. Die brüderliche Liebe unter einander sei herzlich. Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor. Seid nicht träge, was ihr tun sollt. Seid brünstig im Geist. Schicket euch in die Zeit. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.

Genau nach dem Griechischen so:

Die Liebe sei ungeheuchelt. Verabscheuet das Böse, seid anhängig dem Guten! In der Bruderliebe gegen einander innig; in der Ehrbezeugung einander vorgehend. An dem Eifer nicht säumig; an dem Geiste überwallend; dem Herrn dienstbar. Vermöge der Hoffnung fröhlich; unter der Trübsal aushaltend; am Gebet beharrlich.

Wodurch unterscheidet sich der wahre Gläubige und der falsche Gläubige? – und es gibt ja vielerlei Glauben in der Welt. Der falsche Gläubige hört die Gebote Gottes und meint dadurch, daß er sie gehört habe, habe er sie auch schon getan, und so betrügt er sich mit dem Hören; der wahre Gläubige hört die Gebote Gottes, wird durch dieselben von seiner Sünde überführt, erkennt seine gänzliche Schwachheit an, die Gebote zu erfüllen, weiß aber, daß er sie erfüllen muß und hält nun an bei Gott, daß er ihn heilige und zu allem guten Werk ausrüste. Der falsche Gläubige beruhigt sich damit, daß die Gebote Gottes wahr und gerecht, lieblich und wohl lautend seien, er rühmt sie, aber er weiß nicht, daß er nicht in ihnen lebt und trägt auch kein rechtes Verlangen, nach ihnen zu tun. Er bleibt in seinem geistigen Tode bei allem Schimmer des Lebens, den er um sich verbreitet durch Erkenntnis und Besprechung dessen, was Gott will. Der wahre Gläubige kann nicht in seinen Sünden bleiben. Er verlangt nach Reinigung, nach Befreiung von aller Ungerechtigkeit und Sünde. Er fühlt sich von tausend Stricken des verkehrten Wesens gebunden; er wohnt unter Mitmenschen, die eben so gebunden sind wie er, aber je drückender die eigene und die fremde Last ist, die auf ihm liegt, um so mehr ringt er dagegen an, aufseufzend, ja, stöhnend zu Gott. Er muß heraus aus alle dem, was gegen die Liebe, die Gerechtigkeit, die Wahrheit, die Keuschheit, gegen irgend eine Tugend ist. Ist dieser Kampf in uns?

Was alle Menschen bezweifeln, es ist doch da: *es gibt eine Heiligung des Geistes*. Nach dieser trachtet der echte Glaube in Gebet, Geduld und Hoffnung. Er erwartet und empfängt sie von dem, der uns beim Vater vertritt und der alle unsere Feinde, jede Ungerechtigkeit unter seine Füße gelegt hat.

Von der *allgemeinen* Liebe, von der *Bruderliebe* und von dem zu aller Liebe nötigen *Eifer* redet unser Wort.

Die allgemeine Liebe.

Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung, lernen unsere Kinder und wir Alten haben es auch immer wieder zu lernen. Kann man doch einen Menschen in allen Verborgenen seines Wesens durchsuchen und mancherlei darin finden, eines wird man nicht finden: *Liebe*. Da nun aber Liebe gefordert wird, so ist es offenbar, daß wir einer Neugeburt bedürfen, die uns Liebe gibt. Gestehe es ein, daß du keine Liebe hast, so bist du Gott angenehm; heuchle aber nicht dir selbst und Gott vor, du habest Liebe, bedenke: *er ist die Liebe* und du wirst vor ihm nicht bestehen mit deinem Ruhme. Wer sich ganz ohne Liebe fühlt, der soll Liebe empfangen.

Wir haben nun teils mit solchen zu verkehren, die Glaubensgenossen sind, teils mit solchen, die doch unsere Mitmenschen sind, ist ihnen auch Jesus Christus völlig unbekannt. Wie wird sich nun zunächst gegen letztere die Liebe zu benehmen haben?

Sie sei ohne Falsch, oder eigentlich: sie sei ungeheuchelt, und ungeheuchelt ist sie, wenn sie das Arge haßt (eigentlich verabscheut) und dem Guten anhängt. Eine ungeheuchelte Liebe trägt also in sich eine Abwehr gegen alles Böse und einen Zug zu allem Guten. Sie liebt also nicht so, daß sie dabei der Gerechtigkeit und Lauterkeit etwas vergibt, sondern sie bleibt gerecht und lauter, auch wenn sie liebt. Im Verkehr mit den Menschen sollen wir darum einen jeden mit Liebe, d. i. mit herzlichem Wort, mit herzlichem Dienst, mit herzlicher Hingabe begegnen, aber nicht dabei das Böse beschönigen und zudecken, sondern als solches erkennen und verwerfen. Wir sollen also lieben, wie die Ärzte lieben, welche die Krankheit nicht zur Gesundheit machen, sondern sie Krankheit sein lassen und davon zu befreien suchen. Die heuchlerische Liebe liebt den Nächsten nicht mit Gedanken der Ewigkeit, betrachtet ihn nicht im Lichte Gottes und seines Wortes, sondern um allerlei zeitlichen Vorteils willen, den sie von ihm hat, und da ist es ihr gleichgültig, ob derselbe in seinen Sünden bleibe oder davon befreit wird. Die heuchlerische Liebe liebt den Nächsten nicht als Menschen, als unsterbliche Seele, um sein selbst willen, sondern sie liebt *das*, was er *hat*, und was er uns dadurch sein kann. Die heuchlerische Liebe nimmt alle die Sünden, mit denen der Nächste sich trägt, mit in den Kauf und begnügt sich an dem, was ihr sonst der Nächste gewährt. So lieben die Eltern ihre Kinder und sind in sie vernarrt und haben kein Verständnis für die Bosheiten derselben, strafen sie auch nicht und verderben dadurch sich und sie. Diese Liebe herrscht in vielen Freundschaften, man sagt sich nie die Wahrheit, man tadelt sich nie, man lobt sich nur und so sind es Bündnisse für die Hölle. Schließlich beweint man vielleicht am Grabe, daß man sich so verkehrt geliebt habe. Jeder Mensch hat von sich eine Wahnvorstellung, jeder Mensch betrügt sich unbeschreiblich, niemand kennt aus sich selbst sich selbst, er sei denn von Gott belehrt – was ist nun wahre Liebe? Etwa den andern in seinem Selbstbetrüge stecken zu lassen? Nein, hasset das Arge und hänget dem Guten an. Die wahre Liebe wird dafür die rechte Zartheit, die rechte Vorsicht, die rechte Weisheit zu finden wissen. In der gelassensten, in der sanftmütigsten Weise wird sie das Böse zurückweisen. Das ist eine schwere Kunst. Aber sie kann gelernt werden. Die wahre Liebe leidet immer Not, wird immer mißverstanden, ist stets angeklagt und verfolgt; man nennt sie immer Härte und Schroffheit, man meidet und flieht sie. Die heuchlerische Liebe vermeidet alle Offenheit, schmiegt und biegt sich in alle Verhältnisse hinein, weiß jedermann zu Munde zu reden, hat viele Freunde und zuletzt, wo es gilt – keinen einzigen. Sie geht auf Socken durch die Welt und grüßt auch die Gottlosesten, aber ihre Weichlichkeit wird ihr zum Fallstrick. Sie entbrennt nie für das Gute, sie wagt nie etwas – aber darum gewinnt sie auch nichts Bleibendes, so viel sie auch gewinnen mag. Ein Heuchler ist doch der, der etwas ist, was er nicht ist; bei dem Wirklichkeit und Schein im Widerspruch stehen. Nun die heuchlerische Liebe hat die Maske, aber nicht den Leib der wahren Liebe – und diese Maske wird einmal abgenommen; die wahre Liebe mag lange unter einem falschen Schein stehen, man mag sie sehr widerlich maskieren, aber der Schein schwindet und man sieht sie, wie sie ist.

Habet in eurem Verkehr mit dem Menschen Gottes Gesetz vor Augen, ehret dasselbe überall, und eure Liebe wird Gott nicht erniedrigen, während sie den Menschen dient. Wie überall, so ist es hier notwendig, unser tun und Lassen dem heiligen Geiste anzuvertrauen: der allein kann die schmalen Pfade führen zwischen einer Liebe, die *keinen* Haß gegen das Arge in sich trägt und eine Liebe ohne Salz und Kraft ist, und der Liebe, die zu viel Haß gegen das Arge in sich hat und so ein falscher Eifer für das Gute wird.

Achten wir darauf, daß es nicht heißt: Hasset den Argen, sondern hasset das Arge: man kann den Nächsten lieben und doch das Arge in ihm hassen.

Herr, lehre du uns, haben wir hier zu beten, denn wir wissen nicht, *was* wir tun sollen und *wie* wir es tun sollen, führe und leite du uns.

Die Bruderliebe.

Aus der allgemeinen Liebe fließt die Bruderliebe. Unter Brüdern sind diejenigen zu verstehen, die mit uns Gott zum Vater haben und aus Gott geboren sind: unsere Glaubensgenossen. Gegen die soll unsere Liebe herzlich, zärtlich sein, so wie man Blutsverwandte liebt, ja noch mehr als diese. Denn der Glaube schafft eine ewige Gemeinschaft und wir sind für immer verbunden, die wir uns in Christo gefunden haben. Wie manche mögen in der römischen Gemeinde gewesen sein, die, weil sie Christen geworden waren, ihre Eltern, Brüder und Schwestern hatten verlassen müssen, indem sie entweder von ihnen ausgestoßen wurden oder mit ihnen nicht ferner um der täglichen Befleckung willen hatten zusammenleben können. Der Herr hatte ja so häufig auf das Verlassen von Vater und Mutter, Geschwistern und Kindern hingewiesen, welches seine Nachfolge erfordere. Das werden auch die Römischen zu erleiden gehabt haben: er hatte aber auch verheißen, daß sie in der Gemeinde Christi neue Väter und Mütter, Geschwister und Kinder wieder finden würden. Die Liebe in der Gemeinde werde ihnen die verlorene Liebe im Hause ersetzen. Wenn nun irgend eine Ermahnung in den apostolischen Briefen häufig ist, so diese: sich zärtlich zu lieben.

Machet keusch, sagt Petrus, eure Seelen im Gehorsam der Wahrheit durch den Geist zu ungefärbter Bruderliebe, und habt euch untereinander brünstig lieb aus reinem Herzen; er setzt hinzu: als die da wiederum geboren sind nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen, Die Brüderschaft wird von allen anderen Verbindungen geschieden, und indem es für den allgemeinen Verkehr heißt: tut Ehre jedermann, folgt dann gleich: habt die Brüder lieb. Ihr wisset, daß namentlich Johannes der Apostel der Bruderliebe ist, nicht daß die übrigen sie weniger gefordert, sondern darum, weil sich die Gemeinden, an die er schreibt, von Irrlehrern auseinander treiben ließen und statt sich zu lieben – zu hassen begannen. Da hat er ihnen vorgehalten, daß wenn sie nicht zusammenblieben, nicht in der Liebe völlig beharrten, sie auch keinen Teil am Blute Christi hätten, das nur in der Gemeinde und im Kreise der Brüder seine Kraft beweise. Die Bruderliebe sei zärtlich. Zärtlichkeit kann nur dort geübt werden, wo man sich ohne jegliche Schranke ganz und gar vereinigt fühlt, wo man in der innersten Seelenstimmung gemeinsam empfindet, *wo ein Geist ist*. Zärtlichkeit ist nicht Süßigkeit. Es gibt ja eine fromm scheinende Süßigkeit, welche in Mienen und Worten liegt, nur nicht im Inwendigen, Die Zärtlichkeit liebt oft mehr in Werken als in Worten. Ein Bild derselben bleibt das Verhältnis Davids zu Jonathan, die sich mehr als fleischliche Brüder liebten und in Wahrheit die Herzen vertauscht hatten.

Nach der orientalischen Tischordnung pflegte der eine immer in dem Schoße des andern zu liegen, dicht an seiner Brust. Das war für die christliche Gemeinde nach dem Vorgang Jesu und Johannes eine stete Mahnung, sich gegenseitig im Schoße zu hegen. Lesen wir die Grußabschnitte in den neutestamentlichen Briefen, so erkennen wir, daß diese Liebe nicht nur geboten, sondern auch in der Tat herrlich erblüht war. Da heißt es: grüßet Prisca und Aquila, meine Gehilfen in Christo, welche für mein Leben ihre Häse dargegeben und denen nicht allein ich danke, sondern alle Gemeinden unter den Heiden. Grüßet Maria, welche viel Mühe und Arbeit mit uns gehabt hat. Mein Bruder, heißt es einmal, du tust treulich, was du tust an den Brüdern und Gästen, die von deiner Liebe gezeugt haben vor der Gemeine.

Wie stehen wir zu der Ermahnung des Apostels: die Bruderliebe sei herzlich!? O daß doch der Geist des Feuers, mit dem wir getauft werden können, unsere Gleichgültigkeit, mit der wir uns behandeln, vertriebe. Zärtliche Liebe in dem Herrn ist nicht ein Märchen, sondern war eine schöne Wirklichkeit, die noch heute erlebt werden kann. Aus der Liebe zu den Brüdern geht die Ehrerbietung hervor, und von derselben wird sehr fein gesagt: kommet einer dem andern mit Ehrerbietung zuvor. Ein rabbinisches Wort sagt: Wenn dich jemand zu grüßen gewohnt ist, so grüße ihn zuvor, und das erklärt sehr gut unser paulinisches. Man warte nicht auf die Ehrbeweisung des andern, sondern gehe ihm mit derselben voran. Einen solchen Befehl konnte nur der geben, der von dem Geiste Christi erfüllt war, nach der Menschenweise ist es eine Torheit, daß der Höhere dem Niederen mit Ehre zuvorkommen solle – indessen in der Gemeinde Christi ist der Kleinere der Größere und der Größere der Kleinere. Die Kleinen sollen besonders in acht genommen werden und man soll sie nicht ärgern. Allmählich lernen wir die tiefe Lebensweisheit erkennen, die in unserem Wort liegt und werden bereitwillig nach ihm uns bewegen. Der von Christo so hoch Geachtete, daß er ihn mit seinem Blute erkaufte, wird von uns auch hochgeachtet. Ehrerbietung soll nach unseren Begriffen nur den Vorgesetzten und Oben gebracht werden, nach christlichen auch den geringsten Brüdern. Und wie gewinnt man sie dadurch, wie hebt man sie und macht sie eifrig zu jeder gemeinsamen Tat! Der Schüchterne wird ermutigt, der Verzagte aufgerichtet, die kleine Kraft fühlt sich stark. Verachtung drückt nieder, Zurücksetzung entfremdet; Hochschätzung spornt an und macht aufopferungsvoll. Es gibt Leute, denen geht der Hut sehr schwer vom Kopfe, auch wenn sie sich verpflichtet fühlen, ihn zu ziehen: nun, man ziehe ihn lange zuvor, ehe sie daran denken, man wird erfahren, wie eilig der ihrige in Bewegung kommt. Mit Ehrerbietung und zuvorkommender Freundlichkeit überwindet man vielen Haß. Der Gläubige ist nicht hochmütig, man möge noch so oft seine Selbstgewißheit und seinen schneidenden Ernst als Hochmut und Frechheit auslegen, nein, er hat Freude daran, jedermann zu ehren und hochzustellen. Freilich soll er dabei das Arge hassen und dem Guten anhangen und nicht vor dem Teufel sein Haupt entblößen, auch nicht die ehren, die Gott lästern. Voll Ehrerbietung war der Patriarch unseres Glaubens, als er eines Abends unter seiner schattengebenden Eiche saß und mit einmal drei Männer ihm gegenüber standen. Er lief ihnen entgegen von der Tür seiner Hütte und bückte sich nieder auf die Erde und sprach: Herr, habe ich Gnade gefunden vor deinen Augen, so gehe nicht vor deinem Knecht vorbei. Man soll euch ein wenig Wasser bringen und eure Füße waschen, und lehnet euch unter den Baum, und ich will euch einen Bissen Brot bringen, daß ihr euer Herz labet, danach sollt ihr fortgehen. Voll Ehrerbietung war der König Salomo, als seine Mutter zu ihm hineinging mit einer besonderen Bitte, da erhob er sich alsbald von seinem Throne und geleitete seine Mutter zu einem Stuhle zu seiner Rechten. „Was ihr wollt, das euch die Leute tun, das tut ihr ihnen auch, darin hanget das Gesetz und die Propheten.“ Ehre zuerst, so wird man dich ehren hernach. Ehe Esau zu dir kommt mit seinen 400 Gerüsteten, schicke ihm eine reiche Gabe, so wird er dir freundlich begegnen. Geschenke in den Schoß geworfen, versöhnen den Zorn, und mancher Inquisitor, der in unser Haus kommt, wird, wenn wir ihn ehren, mit Kuß und Umarmung scheiden und die Versicherung geben, daß er und wir vortrefflich mit einander würden fertig werden. Vor allem aber hebt hoch die Brüder, die Gott des ewigen Lebens wert geachtet hat.

Für die Liebe und für jede Tätigkeit gilt die Ermahnung wie in V. 8 dem Vorsteher so allen Gläubigen *nicht säumig im Eifer zu sein*, wozu es keine bessere Erklärung gibt als die Briefe Calvins mit ihren unablässigen Bitten mit aller Anstrengung das Werk des Herrn zu betreiben. Hier wird der ganze Mensch in Anspruch genommen: er soll sich und sein Herz unablässig antreiben zur Liebe der Brüder und Erbauung der Gemeinde. – Was dem Apollo nachgerühmt wird, er sei feurig am Geist, oder überwallend am Geist, wie kochendes Wasser siedet und überwallt, das wird hier von al-

len Gemeindegliedern gewünscht. Der Geist wird mit dem Feuer verglichen und so heißt es: löscht ihn nicht aus. Wo ist in der Gegenwart dieser feurige Geist? Es ist nicht der Geist gesetzlicher Treiberei, der sich oft heiser redet in den methodistischen Arbeitern, sondern der Geist, der, entzündet von der ewigen Liebe, selbst wieder lieben muß.

Luthers Worte: Schicket euch in die Zeit, sind nach besserer Lesart zu geben mit: dem Herrn dienstbar. Die Ermahnungen bekommen dadurch gewissermaßen den Abschluß, daß man bei allem, was man tut, den Herrn im Auge habe. Denn wenn ihm gedient wird, ist der Eifer unermattet und der Geist, in dem wir feurig und überwallend sein sollen, offenbart sich als der Geist Christi. Auch die Bruderliebe wird dadurch geheiligt, daß wir stets beherzigen, daß alles was einem der Geringsten getan wird, dem Herrn getan wird. Der Blick ruht, wie die Augen der Knechte auf den Händen ihrer Herren und die Augen der Mägde auf den Händen ihrer Frauen, auf dem, dem aller Dienst geschieht.

Vers 12 ist von mir ausführlich in meinen Predigten vom Jahre 1886 behandelt worden. Hier nur die kurze Bemerkung: Weil in dem christlichen Glauben alles Hoffnung ist, so ist diese Hoffnung auch der mächtige Hebel, der uns fröhlich macht, selbst wenn die Gegenwart trübe und traurig ist. Durch die Hoffnung und an der Hoffnung, wie sich die Rebe am starken Eichbaum emporrankt, sind wir fröhlich. Sie bewirkt es, daß wir unter der Trübsal ausharren, darunter bleiben, ohne uns eigenwillig davon wegzumachen; denn durch viele Trübsal müssen wir ins Reich Gottes eingehen. Hoffnung und Trübsal treiben zum Gebet: sie machen beharrlich am Gebet; wie von der ersten Gemeinde gerühmt wird: sie verblieben aber beharrlich am Gebet; weshalb auch die Gemeinde aufgefordert wird: unablässig zu beten.

Vers 13.

Nehmet euch der Heiligen Notdurft an. Herberget gerne.

Genau nach dem Griechischen so:

An den Bedürfnissen der Heiligen teilnehmend; der Gastfreiheit beflissen.

Das heilige Vorbild der Gastfreundschaft.

Elisa, der Nachfolger Elias, der von seinem Geist und seiner Kraft empfangen hatte und nach der Güte Gottes die Tätigkeit desselben unter seinem Volke fortsetzte, war auf seinen vielen Reisen durch seine Heimat auch nach Sunem, einer Grenzstadt des Stammes Isaschar gekommen. Indem er für die Predigt des Wortes Sorge trug, sollten diejenigen, die das Wort hörten, für seine leiblichen Bedürfnisse sorgen; denn was war es Großes, wenn sie ihm das Leibliche mitteilten, da er ihnen das Geistliche und Ewige gab. Die Arbeiter am Wort sollen von dem Worte leben und sie sind mehr als andere Arbeiter des Lohnes wert. Aber wie es heute ist, daß man für alles Geld hat, nur nicht für Gott und für die, die Gott dienen, so war es auch damals. Elisa wird darum mehr auf das gnädige Eingedenken seines Gottes gehofft haben, als auf die Liebe der Menschen, um sein Brot täglich zu essen und seiner Notdurft abgeholfen zu sehen. Und sein Vertrauen hat ihn nicht beschämt. Es gab überall solche, denen das apostolische Gebot ins Herz geschrieben war: Nehmet euch der Heiligen

Notdurft an, herberget gerne, tretet mit ihrer Not und ihren Bedürfnissen in Gemeinschaft. Die Heiligen Gottes – und das sind solche Menschen, die zu Gott bekehrt sind und in seiner Liebe von ihm als Heilige angesehen werden, wenn sie auch noch vielfach fehlen – sollen keinen Mangel haben, ob sie auch Mangel haben. Zu rechter Zeit wird ihnen in aller Ehre und Herzlichkeit, ohne gewinn-süchtige Absichten das entgegengebracht werden, was sie bedürfen. So erfuhr es Elisa in Sunem. Dasselbst war eine wohlhabende Frau, die ein Haus und Ländereien besaß. Wir wissen nicht, ob ihr der Prophet schon gerüchtweise bekannt war, es scheint nicht, denn sie merkt es erst nachher, daß er wirklich ein Mann Gottes ist und einen heiligen Wandel führt. Nun sie hat ihn in ihr Haus gebeten, in den freien Drang ihrer Güte, die sich des Durchziehenden und Draußenstehenden annimmt, weil es ihr so wohl gefällt. Fast scheint ihr mehr daran zu liegen, ihn bei sich zu haben, als daß er irgend etwas getan hätte, ihre Gastfreundschaft herauszufordern. Sie hielt ihn, daß er bei ihr aß. Der eine, erste Besuch hat mehrere Besuche nach sich gezogen und so ist endlich eine Sitte daraus geworden, daß der Mann Gottes regelmäßig bei ihr einkehrt und mit ihr das Brot ißt. Und so wenig wird sie in ihrer Gastfreundschaft müde, daß sie endlich mit ihrem Manne den Gedanken in Beratung zieht, dem Durchreisenden eine besondere kleine Kammer zu bauen, einen bretternen Verschlag im Ober-hause, in der ohne Störung und Hinderung er allezeit das finde, was für ein kleines Daheim nötig ist; zunächst ein Bett, dann einen Tisch, einen Stuhl und zuletzt noch einen Leuchter. Es ist nicht viel, was die Kammer anfüllen soll, aber vom Nötigen fehlt dann auch keines. Die Sunamitin hat alles bedacht und bald auch alles ausgeführt, wie dies die sinnigen und liebevollen Frauen so wohl verstehen. Aber wir haben hier mehr als die gewöhnliche weibliche Güte. Die Frau hatte den Propheten beobachtet und hatte erkannt, wie er nicht nur Gott in Worten, sondern auch im Wandel ehrte, wie alles, was er tat, aus wahrer Furcht Gottes und aus wirklicher Bruderliebe hervorging, und da sie selbst nach Gott suchte, ehrte sie in dem Propheten den Boten *des* Herrn, der auch *ihr* Herr war. Ihre Gastfreundschaft ging aus der Beugung unter Gott hervor, der in dem Propheten sie besucht hatte. Wäre sie demselben nicht in diesem Sinne gereicht worden, er hätte sie nicht angenommen, so aber sah er darin die Fürsorge Gottes für ihn und die Gemeinschaft der Heiligen, in der *der, welcher hat, dem gibt, der nicht hat*. Wir sehen aus dem Folgenden, wie sehr er die vielen Dienste seiner Wirtin achtet. Er mochte für sie bei dem Könige oder Feldhauptmann ein Wort einlegen, doch sie wohnt frei und wohlhabend unter ihrem Volke; da vernimmt er, daß die glückliche Frau doch unglücklich ist: sie hat keinen Sohn und in der Macht Gottes, die auf ihm war, verheißt er ihr einen Sohn in Jahresfrist; und er hat ihr nicht gelogen. So wird die Gastfreundschaft vergolten, die man denen tut, die für Gott leben, und darum nicht für Brot und Nahrung leben können. Als ein Vorbild, wie unser apostolisches Wort nach Geist erfüllt wird, denket an das Kämmerlein in Sunem. Da ruht der müde Streiter, er hat ein stilles, behagliches Plätzchen gefunden und seine Gebete steigen auf für die, die ihn so fein gebettet hat, und sie werden erhört. Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit sie euch, wenn ihr darbet, aufnehmen in die ewigen Hütten.

Das göttliche Recht der Gastfreundschaft.

Wir haben nicht nur denen von unseren Glaubensbrüdern Liebe zu erweisen, die mit uns an einem Orte wohnen, sondern auch denen, die zu uns von einem anderen Orte kommen und sich eine Zeit lang bei uns aufhalten, sei es, daß sie Verfolgungen zu uns getrieben haben, oder das Verlangen bei uns das Wort der Wahrheit zu hören oder andere Umstände. In der apostolischen Zeit reisten die Gläubigen von Rom nach Korinth und nach Ephesus und nach Jerusalem, ja, bis nach Babylon und in das Innere von Asien und Afrika: da galt es, solche Freunde in den Gemeinden aufzunehmen und ihnen das zu gewähren, was eben den Fremden eine Wohltat war. An wandernde, an herumziehen-

de, an vertriebene und verfolgte Heilige denkt unser Wort, wenn es von deren Notdurft redet und ihre freundliche Herberge verlangt. Die Pflege der Gastfreundschaft ist namentlich für die Pflege des von Gott geweckten Lebens nötig, denn dieses muß sich oft von feinen Wohnstätten losreißen und neue Orte, neue Lande aufsuchen.

Wohl hat auch der Heide und der Ungläubige ein Gefühl für Gastlichkeit in Bewirtung Fremder. Berühmt ist das Benehmen der Orientalen gegen ihre Gäste. Wie sie wohl das Licht über Tisch auslöschten, damit sich der Fremde ohne Scham und Rücksicht satt essen könne. Ein Gefangener in dem Zelte eines Arabers kann seinen Herrn sich zum Freunde machen, wenn er nur unversehens einen Faden zwischen ihn und sich schlingt und so seine Knechtschaft mit der Freiheit desselben verbindet. Wer ist nicht in seiner Jugend durch rührende, ergreifende Geschichten aus dem tun des Wirtes mit seinen Gastfreunden zur Teilnahme geweckt worden. Aber da, wo Gott bekehrt, da werden wir aus bloß natürlichen Liebhabereien auf ein göttliches Gebot und göttliches Recht der Gastfreundschaft geführt, und da erkennen wir auch gegenüber solchem Gebot und Recht unsere Schwachheit, Lieblosigkeit und unseren Geiz und rufen Gott an, um eine aufrichtige und heilige Erfüllung desselben. –

Wenn durch irgend etwas sich das Gesetz Moses als ein göttliches Gesetz ausweist, wie voll Ernst und Schneide, so auch voll Zartheit und Freundlichkeit, dann ist es in seinen Geboten für die Fremdlinge, also eben für die auf unsere Gastfreundschaft Angewiesenen. Die Fremdlinge sollst du nicht schinden und drücken, denn ihr seid auch Fremdlinge in Ägyptenland gewesen. Du sollst den Fremdling lieben als dich selbst; er soll unter euch wohnen wie ein Einheimischer unter euch. An allen Rechten des Volkes nahm er teil. Er durfte opfern, die Besprengung mit der heiligen Asche entsündigte auch ihn, er konnte die heiligen Versammlungen besuchen, sollte teilhaben an dem Zehnten des Einkommens des Jahres, Speise und Kleidung erhalten. In alle Festfreude sollte er mit hineingezogen werden und der ganze Eifer der Liebe des Herrn trat für die Ausländischen und Heimatlosen ein. Ein Knecht, der von einem grausamen Herrn entrann, sollte nicht zurückgeschickt werden, Fremdlinge kamen zu hohen Ehren, namentlich auch Frauen wie Zipporah, Ruth und andere. Das Gesetz Moses ist kein jüdisch beschränktes, sondern zieht gerade überall die Nichtjuden in die Rechte und in die Mitte des Volkes hinein. Weit und gütig war das Herz Jehovas für die Fremdlinge, wie das Herz Jesu gegen die Kananäerin und den heidnischen Hauptmann. So ganz mit dem Gesetz seines Vaters in Übereinstimmung, hat Jesus seinen Jüngern befohlen, nichts auf dem Wege mitzunehmen, sondern auf das Haus des Friedens zu vertrauen, das ihnen sich öffnen werde. Indem er in seiner Vaterstadt nichts galt, hat er seinen Volksgenossen erzählt, daß auch Elias nur zu einer fremden Witwe nach Sarepta gesandt sei, und rühmend hebt er unter den zehn Aussätzigen den einen Fremdling hervor, der umkehrte. Er wußte es, wie gering seine Brüder wären, aber wer den Geringsten nur mit einem Becher Wassers erquickte, es sollte ihm nicht unbelohnt bleiben. Darum ist auch die apostolische Ermahnung reich an solchen Worten: Seid gastfrei ohne Murren, ohne geheimes Murren und bedenket, daß man sich auch des unbequemen Bruders annehmen muß. Gastfrei zu sein vergesst nicht, heißt es an einer andern Stelle, denn durch dasselbe haben etliche ohne ihr Wissen Engel beherberget. Wobei wohl an den Engelbesuch im Hause Abrahams und Lots gedacht wird. Unter den Eigenschaften eines Bischofs wird auch die angeführt, daß er gastfrei sein solle, womit auch die andere zusammenhängt, daß er ohne Geiz sein solle. Denn der Geizige hat nur Raum für sich in seinem Hause. Von den Diakonissinnen, welche über sechzig Jahre alt sein sollten, also alte, erfahrene Frauen, heißt es einmal, daß sie Kinder auferzogen haben sollen, gastfrei gewesen seien, der Heiligen Füße gewaschen und den Trübseligen Handreichung getan. Das Naschen der Füße war der erste Dienst des Gastwirts an den zu ihm Kommenden.

Die göttliche Übung der Gastfreundschaft.

Wie soll die Gastfreundschaft geübt werden? Gerne, sagt unsere Stelle, oder: seid der Gastfreundschaft beflissen.

Die wahre Kirche ist zu allen Zeiten verfolgt worden; soll uns wieder eine Erneuerung des geistlichen und kirchlichen Lebens kommen, so müssen uns Verfolgungen gesandt werden. Und wir gehen einer solchen Zeit entgegen. Die Ungläubigen werden immer mehr das Regiment bekommen und ihren Haß auf die Gläubigen werfen. Dann wird die Stunde der Versuchung über den Erdkreis kommen. Was wirklich aus Gott geboren war, das wird beharren, alles Schein- und Trugwesen wird offenbar werden. Es sind zu viele, die sich rühmen, Gläubige zu sein und es doch nicht sind, die müssen in den Schmelzofen. Ist aber eine Kirche eine verfolgte, dann ist es mit großer Gefahr verbunden, aus ihrer Mitte einen Bruder oder eine Schwester zu beherbergen. Man kann ihr Leben mit seinem Leben bezahlen müssen. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde jeder Reformierte, der einen Pastor beherbergte, auf die Galeeren geschickt, sein Weib ausgepeitscht seine Kinder ins Kloster gesandt. Und doch rechneten sich es dieselben zur größten Ehre an, einen solchen Mann zu Gast zu haben und mit allen Mitteln der Liebe ihn zu verbergen, drohte ihm doch alsbald der Galgen, wurde er entdeckt. Welch eine Bruderliebe gehört dazu, unter solchen Umständen *gerne* zu beherbergen! Wird es uns doch schon außer solcher Lage schwer, die Gedanken des Geizes und der Berechnung zu unterdrücken. Selten kommt uns ein Besuch gerade angenehm und zur rechten Zeit. Die meisten melden sich vielmehr dann an, wenn sie sich nicht anmelden sollten. Und nun haben wir die Kosten zu überschlagen, der Raum des Hauses ist eng – ach, wie bald ist uns da der Gast ein Gegenstand des geheimen Zankes und Hausstreites geworden. Der Mann hadert wider die Frau und die Frau wider den Mann und der Gast ist längst im Geiste zur Tür hinausgeschoben, wenn er auch noch drinnen ist. Es gibt unglückliche Augen, die sehen bei Tische immer nur auf das, was der andere genießt. Man hat nur Schaden, keinen Vorteil von dem Fremden. Er ist nun schon so lange da und noch immer sitzt er fest und will nicht fort. Wir müssen es ihm doch sagen, um endlich die Last los zu werden. Diese Gesinnung des Menschen kannte Paulus, darum ließ er sich oft mit allem Ernst nötigen, ehe er in ein Haus trat, wollte lieber mit seinen Händen die Nacht arbeiten, als von jemanden irgend etwas nehmen und setzte darin seinen Ruhm, durch sich selbst gelebt zu haben, obwohl er sich hätte in viel Pflege halten lassen können. Nur so lange ließ er sich in Rom mit seinem Kriegsknecht, an den er mit einer Kette gebunden war, Herbergen, bis er sein eigenes Gedinge fand. Er hat viel Gastfreundschaft erfahren, aber dennoch bleibt es der Glanz seiner apostolischen Laufbahn, umsonst gegeben zu haben; wie sich auch Moses rühmen konnte, daß auch nicht einen Esel von dem Volke genommen hätte. Es bedarf einer Neugeburt des Herzens, um gastfrei zu sein, wie das Gebot es will. Wir müssen uns Fremdlinge und Pilgrime auf Erden fühlen, bei allem Besitz arm und leer, dann werden wir mit dem Besitz denen dienen, die mit uns nach dem Jerusalem da oben ziehen. So lange wir noch meinen, wir hätten noch in den sichtbaren Gütern etwas wirklich Gutes und wirklich Bleibendes, so lange wir noch die Erde für ewig ansehen, werden wir sie nicht fahren lassen, sondern uns an sie anklammern und sie festhalten. Aber gehören wir zu denen, die losgekauft sind von der Erde, die den Tod und die Eitelkeit und Jämmerlichkeit der Erde schmecken, dann werden wir das Irdische *gerne* mit denen teilen, die uns bittend und bedürftig nahen.

Unsere Heimat, unsere Wohnung ist oben! Warum sollten wir nicht für den kurzen Tag und die kurze Nacht, die wir hier unten sind, unsere Brüder bei uns aufnehmen, sie unser Lager, unseren

Tisch teilen lassen? O, Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist eitel. Aber die Liebe, die das Eitle zum Dienst des Nächsten gebraucht, ist ewig.

Besitzen wir irgend etwas nach Recht, was wir besitzen? Ist's nicht alles aus der Barmherzigkeit Gottes zu teil geworden, ist nicht jedes irdische Gut aus dem Blute Christi hervorgewachsen? Sollen wir nicht verschmachten unter Gottes Zorn um unserer Sünde willen, und nun wird uns das Brot gebrochen und wir haben alles genug. Ja, habe das erkannt, daß du keinen Tropfen Wasser wert bist, dann wirst du deinem Bruder weichen, daß er neben dir Platz gewinne. Jeder bewirtet gerne Könige und Fürsten, aber seine Brüder im Glauben achtet er nicht als Könige und Fürsten. Aber sie sind es und es sind goldene Kronen auf ihren Häuptern. Alles achtet ein Mensch, aber was Gott geliebt und auserwählt hat, das achtet er nicht. Aber es sei einmal ein Fünklein aus Gott in uns entzündet, und man wird an einem hohen Herrn vorbei gehen und ihn nicht sehen, um dem geringen Bruder, der in der Ecke stehet, die Hand zu reichen und ihn mit sich zu führen.

Gerne beherbergte Abraham, gerne Rahab, gerne Maria und Martha. Gerne Publius auf Malta. Es ist ihnen allen reichlich belohnt worden. Denn jener empfing einen Sohn, diese eine Heimat und rettete ihr ganzes Haus. Maria und Martha bleiben angeschrieben für immer in der evangelischen Geschichte und der Malteser sieht seinen Vater vom Fieber genesen. Alle die Städte, die in Deutschland den Namen Herbergen der Kinder Gottes tragen, Emden, Wesel, Bremen, Frankfurt, sind reich geworden, und was wäre Brandenburg, ohne den Segen der Flüchtlinge Frankreichs. Unter Friedrich I. war der dritte Teil der Bewohner Brandenburgs um ihres Glaubens willen Vertriebene und Aufgenommene.

Aber wohl dem, der nicht auf den Lohn sieht, sondern auf das Gebot und auf das Liebliche, Freundliche und Heilige der Übung desselben und so sich bekehrt von seiner Kälte und Lieblosigkeit.

Die heilige Schranke der Gastfreundschaft.

Reden wir von einer heiligen Schranke der Gastfreundschaft, so gilt dieselbe sowohl dem Gastherrn als dem Gastfreunde, am meisten dem letzten. Es wird oft Gastfreundschaft von uns verlangt, nicht um ein wirkliches Bedürfnis zu stillen, sondern um anderen zur Unterhaltung und zum Vergnügen zu dienen und um das fromme Geläute und das fromme Geschwätz, dessen die Welt schon so voll ist, noch mehr zu mehren. Man ist jetzt in allem vergnügungssüchtig, auch in den ernstesten Dingen und solchen krankhaften Treibereien soll dann oft auch die Gastfreundschaft dienen. Wo viele Menschen zusammenkommen, da kommt viel Fleisch und viel Torheit zusammen! und indem einer den andern ehrt und in Essen und Trinken und Reden und Hören alles aufgeht, geht auch Gottes Ehre und Gottes Anbetung in Rauch auf. Wieder gibt es eine Art von Besuchern, die verstehen unter christlicher Gemeinschaft, daß man immer zusammenkomme, mit einander rede, sich, wie sie sagen, unter einander tröste und stärke und so raubt man sich und dem Nächsten seine Zeit. Man plagt den Nächsten mit seiner Frömmigkeit, wie man selbst von der Langeweile geplagt wird und von der Unruhe und der Aufgeblasenheit seines Herzens. Da soll ein Haus sich mehr verschließen als öffnen.

Vor allem aber hat der, der Gastfreundschaft empfängt, auf seine Schranke zu achten. Er soll nicht als einen Raub nehmen, was ihm als Gnadenrecht gewährt worden. Soll nicht fordern, weil er bei einem Bruder ist, sondern seiner Dürftigkeit und Armut eingedenk bleiben und alles in Bescheidenheit und Niedriggesinntheit hinnehmen. Es hat alles sein Ende; auch die Gastfreundschaft. Da gilt es seine Zeit zu kennen und Maß zu halten. In allen menschlichen Verhältnissen tritt zuletzt eine

Ermüdung ein und aus der entsteht Ärger, Bitterkeit und Streit; man scheidet vor der Ermüdung, damit man sich in Liebe trenne.

Ein *nicht* beschwerlicher, angenehmer Gast zu sein, der sich zu schicken und zu fügen weiß: das lernt sich in der Schule der Liebe und des Geistes. Da man nicht mit dem Leiblichen vergelten kann, so tue man es mit dem Geistlichen; man bringe Frieden mit, Worte des Lebens, Wahrheit und Treue. In stillen Gebeten segne man das Haus des Nachts auf seinem Lager, daß es wachse und gedeihe; der Unfruchtbaren ein Sohn geschenkt werde, Krankheit und Plage fern sei und so Gott alle unsere Schuld bezahle. In allen Dingen bemühe man sich, frei von Menschen zu sein, keines zu bedürfen und wiederum sei man nicht zu stolz, anzunehmen, wo es geboten wird und die Not erfordert. – Es gibt Menschen, die lassen sich nicht gerne beschenken und entbehren dadurch viel Glück, denn es ist alles Gabe im Leben und es gibt Menschen, die wollen immer empfangen und ihr Name ist Nimmersatt. Es wächst nicht auf unserem Acker, gastfrei zu sein und Gastfreundschaft recht zu genießen. Des Herrn Gnade kann es allein bewirken. Es gibt nichts Lieblicheres, als wo das Wort in Erfüllung geht: zu derselben Zeit wird einer den andern laden unter den Weinstock und Feigenbaum. Man beginnt damit das ewige Leben in diesem, man hat einen Vorgeschmack von dem himmlischen Zusammensein. Denn was haben wir da oben anders zu erwarten, als brüderliche Gemeinschaft. Nie öffnen sich da die Herzen, wo Brüder aus fernen Landen eine Sprache führen, einen und denselben Jesum bekennen, einen Geist haben, einen Gott, den lebendigen, anrufen. Welch eine Freude, sich gegenseitig seine Erfahrungen, die Führungen, die Wege des Herrn mitzuteilen. So saßen einmal zwei Schwestern im Glauben zusammen, deren eine die andere beherbergte und sprach von der Barmherzigkeit, die ihnen widerfahren, bis die eine die andere bei der Hand ergreift und spricht: Droben nehmen wir das Gespräch wieder auf – und sie ist plötzlich hinübergegangen.

Vers 14 und 15.

Segnet, die euch verfolgen; segnet und fluchet nicht. Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit Weinenden.

Genau nach dem Griechischen so:

Segnet eure Verfolger; segnet und fluchet nicht. Freuen sollt ihr euch mit Fröhlichen, und weinen mit den Weinenden.

„Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, *müssen* Verfolgung leiden.“ Das ist ein unabänderliches Gesetz. Sie *müssen* Verfolgung leiden, ob sie auch nichts tun, was der Verfolgung wert ist, ob sie auch alles tun, um die Verfolgung zu vermeiden: sie *müssen* Verfolgung leiden. Es ist der Wille Gottes, der die Seinen durch die Verfolgungen läutert, es ist der Wille der Menschen, die ihren Haß an den Gerechten auslassen, daß die, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, verfolgt werden. Wollten sie nicht gottselig leben, vielmehr sich mit hineinflechten in den Dienst der Sünde, sie würden gewiß nicht verfolgt werden, aber eben weil sie einen sauberen Wandel führen und alle Ungerechtigkeit fliehen, darum werden sie verfolgt. Ein Mensch, der etwas Besseres sein will als die übrigen, ist diesen ein Gegenstand des Ärgernisses. Ein Mensch, der die anderen richtet ohne Worte durch sein Werk, wird von diesen wieder gerichtet. Das ist durch alle Zeit die Probe des echten christlichen Lebens gewesen, daß es verfolgt worden ist. Von dem Geschrei: man werfe die Christen

vor die Löwen, bis zu dem modernen gottlosen Spott, haben die Verfolgungen kein Ende erreicht. Es gab fast keine Stadt, die nicht anfänglich die Boten Christi mit Feindschaft empfing, wie auch Franke in Halle auf den meisten Kanzeln seine Schmähler hatte. Es ist ein schreckliches, aber wahres Wort, man möchte so gerne vor ihm die Ohren verschließen: Ihr *müsst* gehasset sein von jedermann um meines Namens willen. Menschen, die da sagen, daß sie allein Gott kennen, allein die Wahrheit haben, allein das ewige Leben ererben werden, solche Menschen sind höchst unerträglich und hassenswert.

Wohl werden wir in unserem Jahrhundert nicht mehr um unseres Glaubens willen verbrannt und enthauptet; man ist ja so fortgeschritten und so aufgeklärt, aber darum haben die Verfolgungen noch nicht aufgehört. Immerdar und überall regt sich noch der Widerwille und die Abneigung gegen jeden, der Gott mehr fürchtet als die Menschen. Man erzählt von ihm Geschichten, von denen keine einzige wahr ist; man schiebt ihm bald diese, bald jene Ketzerei unter: es ist ein Mensch von heimlichen, seltsamen, mystischen Ansichten; man legt ihm sein Nichtmitmachen und Nichtmitlaufen in das allgemeine wüste und unordentliche Wesen als Hochmut und Anmaßung aus; aus jeder Menschlichkeit und Natürlichkeit, die man an ihm sieht, macht man einen Anlaß zu Anklagen und Verdammungen. Man lauert ihm überall auf und jedes seiner Worte legt man auf die Goldwaage. Die übrigen mögen tun, was sie wollen, wehe ihm, wenn er auch nur ein einziges mal fehltritt, man wird seinen Fall zur Grube für ihn machen. Während er aufrichtig sagen kann, daß er keine Feinde habe, daß er niemand übelwolle, noch ihn hasse, daß er vielmehr jeden Haß gegen den Nächsten in seinem Herzen verdamme, daß er bestrebt sei, mit allen Menschen in Frieden zu leben, wird er dennoch viele Feinde haben müssen, die ihm im Geheimen oder auch Offenbaren nach dem Leben stehen. Wir sagen: nach dem Leben stehen; denn wenn man unsere Ehre vernichtet, unseren Namen schmährt, unsere Arbeit untergräbt, uns die Brunnen verstopft, so nimmt man uns das Leben, würde man auch bei dem Gedanken erschrecken, daß man solches in Absicht hätte.

Wehe euch, wenn die Leute eitel Gutes über euch reden, wehe euch, wenn man euren Namen stehen läßt, wehe euch, wenn ihr nicht gelästert und verleumdet werdet: das ist ein Beweis, daß euch die Welt liebt, und sie liebt nur die Ihrigen. Du magst in noch so kleinen und bescheidenen Verhältnissen leben, noch so vorsichtig und verborgen durch die Welt schleichen, behutsam und stille sein: dennoch wird man Steine auf dich werfen, ist dein Glaube und dein Wandel in Gott gegründet. Wir wissen wohl, wie manche unter uns sind, die wollen nicht ehrlich und mutig brechen mit den alten Verhältnissen, den alten Freunden, den alten Verbindungen, obwohl sie von der Wahrheit angefaßt sind und einen Anfang des Glaubens haben: sie scheuen die Verfolgungen, sie fürchten das Urteil der Menschen. Aber gedenket doch der Worte: Wer sein Leben behalten will, der wird es verlieren und wer es verliert, der wird es bewahren.

Weil wir denn nicht ohne Verfolgung durch diese Zeit hindurchheilen können, vergleichbar dem edlen Tier des Waldes, welches von allen Seiten mit Schüssen begrüßt wird, bis es endlich entronnen ist auf die steilen, einsamen Höhen, so lasset uns dem mit Ernst nachforschen, wie wir uns gegen unsere Verfolger zu benehmen haben.

Segnet, die euch verfolgen, segnet und fluchet nicht. Das war für die damalige Welt ein ganz unerhörter Ausspruch, Der Heide hielt es für eine Torheit, seinem Feinde anders als feindlich zu begegnen. Und halten wir es nicht etwa auch für eine Torheit? „Was, ich sollte dem Manne Liebes und Gutes anwünschen,“ sagte neulich jemand, „der mich mit Füßen getreten hat, in den Frieden meines Hauses eingebrochen ist, Zank und Zwietracht zwischen mir und meinem Weibe gesät hat – nein, das ist zu viel verlangt, ich hasse ihn so lange ich lebe.“ Heiden bleiben wir, auch wenn wir den Christennamen tragen.

Noch heute ist es ein unerhörter Ausspruch: Segnet, die euch verfolgen. Nun könnte man ja wohl so etwas gegen alle menschlichen Anschauungen sagen, es gibt der schönen Worte ja viele, aber merkwürdiger ist, wenn man so etwas auch *tut*. Und der es hier geschrieben, der hat es auch getan. Von Stadt zu Stadt von seinen Volksgenossen verfolgt, überall auf Schritt und Tritt von ihnen behindert, von ihnen gesteinigt, zuletzt schon dem Tode nahe nur aus dem wilden Volkstumult durch den Beistand der Römer gerettet, hat er sich doch eine so wunderbare Liebe zu ihnen bewahrt, daß er einmal die schwer verständlichen Worte niedergeschrieben hat: Ich sage die Wahrheit in Christo und lüge nicht, des mir Zeugnis gibt mein Gewissen in dem heiligen Geist, daß ich große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlaß in meinem Herzen habe. Denn ich habe gewünscht, selber verbannt zu sein von Christo für meine Brüder, die meine Gefreundte sind nach dem Fleisch. Wie, der Apostel will von Christo verbannt sein, damit daraus seine Brüder einen Nutzen ziehen? Wie, er will des ewigen Heiles verlustig gehen, ein Fluch und Sündopfer für sein Volk werden, er will losgerissen sein für immer von Christo, damit jene mit ihm vereinigt werden? Redet hier nicht ein Wahnsinniger, ein Mann, der außer sich ist und nicht bedenkt, was er sagt? Er will sich verfluchen lassen, damit jene gesegnet seien? Gewiß, wir haben hier eine fast unbegreifliche Bereitwilligkeit für andere, für seine Feinde sich aufzuopfern! Der Apostel hatte wirklich in sich die Entscheidung getroffen, wenn seine Verbannung von Christo seinem Volke dienlich sein könne, dieselbe auf sich zu nehmen. Wir haben ein ganz ähnliches Beispiel in dem tun Mosis, welcher den Abfall seines Volkes damit bei Gott versöhnen will, daß er Gott bittet, ihn aus dem Buche des Lebens zu streichen und das Volk leben zu lassen. Der Gerechte will für die Gottlosen eintreten und Gottes Zorn für sie tragen. Wir wissen, daß Gott ein solches Opfer nicht annimmt, denn kein Bruder kann seinen Bruder versöhnen, er kann für seine eigene Sünde nicht bezahlen: aber es hat ihm Wohlgefallen, solche Gesinnung der Stellvertretung in seinen Propheten und Aposteln zu wirken, damit uns die Macht der Liebe offenbar werde und wir den Opfertod Christi begreifen. Was sie leisten wollten und nicht leisten konnten, hat er geleistet.

Es bedarf wirklich des feierlichen Zeugnisses des Apostels, gleichsam eines Schwures, daß wir seine Worte nicht für bloße Worte halten, sondern für Wahrheit, die bereit ist zum Werk.

Also der, der solches tun wollte, fordert uns auf: Segnet, die euch verfolgen. Er geht uns voran, lasset uns ihm nachfolgen. Wir haben den Fluch unserer Verfolger mit dem Segen zu überwinden. Segnen ist Heil, Frieden und Glück anwünschen aus der Fülle der Gnade Gottes. Segen heißt eigentlich in der heiligen Sprache: jemanden niederbeugen, um ihn mit Gütern zu beladen, ihn zusammenbrechen zu machen durch Wohltaten, die man auf ihn legt. Nun, unsere Verfolger stürzen uns, wir stürzen sie auch, wir stürzen und beugen sie durch das Gute, das wir ihnen erweisen. Sind wir doch zum Segen berufen, wie können wir anders als segnen. Wir besitzen Gott, den ganzen Himmel, die herrlichste Zukunft, wir stehen tief in dem Strome seiner Gnade, der sich über Ungerechte ergießt, darum können wir nicht anders als geben, wo man uns nimmt, als mitteilen, wo man uns beraubt, als segnen, wo man uns flucht. Haben wir alles, was wir durch Christum empfangen, als ganze Unwürdige empfangen, so teilen wir es auch wieder an Unwürdige aus. Wir können nicht anders handeln, als wie jener gewaltige Mann es machte, in dessen Hände seine Feinde gegeben waren, daß er sie geblendet und getäuscht hinführen konnte, wohin er wollte. Und er führte sie inmitten einer festen Burg seines Volkes, wie eine gefangene Herde in einen festen Pferch – und als er nun gefragt wurde: Sollen wir sie erschlagen, da sie Gott in unsere Hände gegeben hat, da erwiderte er: schlaget sie nicht, sondern gebet ihnen zu essen und zu trinken und entlasset sie friedvoll in ihr Land. Man tat nach seinem Befehl und seitdem ließen die durch Liebe Überwundenen ihre räuberischen Einfälle. – Das geht durch die ganze Schrift als ein Beweis ihrer Göttlichkeit und Einzigkeit

hindurch: *liebet eure Feinde*. Ganze Briefe, wie der erste Petribrief, behandeln allein dieses Thema und zeigen allein in der Vergeltung des Bösen mit dem Guten die Überwindung der Welt. Aber auch umrauscht von diesen Ermahnungen, ohne die Kraft des Geistes Christi, der für die Übeltäter betete, kommen wir nie dazu unsere Verfolger zu segnen. Ein jeder von uns weiß, welchen Groll er in sich trägt gegen diesen oder jenen; wie die Wunden, die seiner Ehrliche geschlagen sind, immer wieder aufbrechen, wie er sich bäumt gegen seine Verfolger und nicht mit David sagen kann: Der Herr hat es ihnen geheißen uns zu fluchen, sondern an den Menschen haften bleibt und sie aus dem Wege stößt. Namentlich wenn man täglich seinen Feind sich gegenüber sieht, wenn man immer mit ihm verkehren muß, dann täglich ihn zu segnen, täglich ihm mit dem Gruße der Herzlichkeit entgegenzutreten: es ist unmöglich ohne die allmächtige Herrschaft des Geistes in unserer Seele. Dieser beugt uns nieder, läßt uns unsere Eitelkeit mit Füßen treten, unser Ich verabscheuen und macht uns willig, selbst unsere Verfolger zu speisen und zu tränken. Und welch eine Krone auf unserem Haupte ist es, wenn wir Brot für Gift darreichen!

Wir haben indessen auch bei unserem Gebot: Segnet, die euch verfolgen, segnet und fluchet nicht, jene weise Beschränkung anzuwenden, die allein alle Gebote göttlich erklärt. Wollte man das: fluchet nicht, so drängen, daß jeder Fluch verboten sei, so würde man es nicht begreifen, wie so oft die Heiligen die Feinde Gottes verflucht haben. „Ich hasse mit rechtem Ernst, die dich hassen,“ hat einmal einer gesagt, und wir hören aus dem Munde Pauli: Alexander der Schmied hat mir viel Böses getan, der Herr vergelte ihm nach seinen Werken; auch hat er den Vorsitzenden des hohen Rates einmal so angedredet: Gott schlage dich, du getünchte Wand. Es gibt einen heiligen Fluch, der wird auch in der Schrift gehört. Wir sagen, wer nicht fluchen kann, der kann nicht segnen. Wer niemals so für die Ehre Gottes entbrannt ist, daß er um ihretwillen Menschen wegwarf und verdammte; wer niemals für Gott glühte, wie sollte er wiederum so viel Liebe aus Gott nehmen können, um zu segnen? Er ist lau für göttlichen Haß und göttliche Liebe, ein matter, toter Mensch, Wer uns zu einem falschen Gottesdienst verführen will, wer Lügen redet über Christum, wer das Evangelium verfälscht, den sollen wir – und sei es das Weib an unserem Herzen und der Bruder von unserem Blute – so wenig achten, daß wir ihn hinwegstoßen als ein Kind des Teufels. Nur aus solcher Gesinnung flammt dann auch wieder die Bereitwilligkeit auf, den Verfolgern mit Wohltat zu nahen.

Warum findet sich unter uns so wenig Feindesliebe, trotz aller Humanität, weil wir so wenig warm empfinden für die Ehre Gottes. Es muß die Seele gestählt werden durch die Anbetung Gottes, um fähig zu sein mit Stephanus zu beten: Herr, behalte meinen Henkern diese Sünde nicht! Weil uns Gott nichts wert ist, sind wir uns selbst nichts wert und wir wandeln aneinander vorbei, wie die Unbekannten und Fremden.

Darum eifert für die Majestät des Himmels und ihre Rechte und ihr werdet ebenso fähig sein, selbst einen Judas begrüßen zu können mit: mein lieber Geselle.

Unserer richtigen Stellung gegen unsere Verfolger sucht der Apostel einen noch festeren Boden zu geben, wenn er im Folgenden im allgemeinen von der Versenkung in fremdes Leid und fremde Freude redet. Nur dann kann ich ja meine Feinde lieben, wenn ich es gelernt habe von dem herrlichen Worte: „Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden,“ den weitesten Gebrauch zu machen, gleichsam bis an die äußerste Grenze desselben fortzuschreiten. Denn was heißt wohl mehr seine Verfolger segnen, als wenn ich ihre Tränen zu meinen Tränen und ihr Lachen zu meinem Lachen mache.

Wer sind die *Fröhlichen* anders, als die, deren Blut rascher wallt über einem heiteren Gedanken, der sie ergriffen hat, über einem Glück, das ihnen begegnet ist, über einer verheißungsvollen Aus-

sicht, die sich ihnen eröffnet hat. Ein fröhlicher Mensch vergißt über den Wert des Augenblickes das, was die Vergangenheit Schweres hatte und was die Zukunft noch Schweres bringen kann. Der Moment, in dem er lebt, hat ihn mit seiner Lieblichkeit so in Besitz, daß er ihn ganz erfüllt. So sind wir fröhlich, wenn wir essen und trinken, ein Examen bestanden haben, ein Weib heimführen, ein geborenes Kind in den Armen halten, Fröhlich sind wir auch, wenn wir als verlorene Kinder den himmlischen Vater finden und er uns das Ehrenkleid anzieht, den Reif an unsern Finger steckt und ein gemästetes Kalb uns zu Ehren schlachten läßt: das ist eine Freude, heiliger als alle anderen, ohne irgend welchen Gram und Schmerz, uns völlig sättigend und beseligend, denn da ist alle Furcht ausgetrieben, welche sich an andere Freuden heranstiehlt. Ein fröhlicher Sinn ist die größte Gabe Gottes, denn er hebt hinweg über die hohen Berge des Elends, nimmt die Dinge leicht, grübelt nicht über Tiefen, die niemand erschließen kann. Der frohe Arme ist reicher als der mißmutige Reiche. Achte das Kapital, das du in deiner Fröhlichkeit hast. Die tiefste Weisheit der Schrift über die Fröhlichkeit finden wir im Prediger Salomonis. Freuet euch, ihr Jünglinge, eurer Jugend, denn Jugend und Morgenrot ist eitel. Philosophiert nicht über die Welt, denn dann wird sie kahl, sehet sie an mit euren frischen Augen, dann ist sie blühend und geschmückt. Freuet euch mit der Furcht Gottes, so trägt eure Freude keinen Wurm in sich, der das Leben aushöhlt, sondern sie ist wie der belebende Tau, den der Morgen für den Tag spendet. Freuet euch alle, ihr kurzlebigen Menschen, wenn ihr es anders könnt, denn Ursache hat jeder, doch kann er sie oft nicht entdecken, weil er blind ist. Wunderliches Leben! Kann denn derselbe, der heute klagt, morgen lachen, der heute verzweifeln möchte, morgen der Allerglücklichste sein? Er kann es und das ist die heilige Narrheit des Lebens, denn wie hielten wir es aus, wenn wir immer klagen sollten, darum meinen wir heute, wir würden sterben, und morgen, wir lebten ewig.

Wo nun *Fröhliche* auf Erden sich zeigen, wie sollen wir Gläubige uns zu ihnen stellen? Wir sollen ihre Fröhlichkeit zur unsrigen machen, mithineingehen in den Garten, in dem sie lustwandeln und nicht draußen stehen bleiben mit mürrischem Gesicht, weil der Garten nicht unser ist. Ihr seht, wie hier der Apostel gegen die Eigenliebe und Selbstsucht ankämpft, wie er uns zur Teilnahme in fremden Gewinn hineinziehen will ohne eigenen Gewinn. Über eigene Freude freut er sich leicht, aber über fremde schwer. Es sind liebliche Worte, wenn man sie hört: „O, wie freut es mich, daß jene einen schönen Reisetag haben, daß jene so geehrt worden sind, daß jene einen so guten Sohn haben, daß jene so vorankommen in ihrem Geschäft. Ich habe es mit dir genossen, was du genossen hast, denn ich, war bei dir im Geist und in der Teilnahme.“ Wenn ein Glied am Leibe sich freut, dann müssen sich alle freuen, es zuckt durch sie hindurch, es erfrischt sie mit. Aber die teuflische Mißgunst erstickt die Mitfreude, und das eigene Auge schaut immer auf das Eigene. Einst wurde in der Gegenwart eines ehrwürdigen Lehrers unserer Kirche die Frage aufgeworfen, wer im Gleichnis vom verlorenen Sohne der älteste Sohn sei, da sprach derselbe feierlich ernst: Das weiß ich nun, das habe ich gestern gelernt. Weiter gefragt, sagte er kurz: Das bin ich, und bekannte dann, wie es ihn gestern so verdrossen habe, eine sehr schlechte Person bei seinem Besuche plötzlich reich begnadigt zu finden. –

Man freue sich mit, es sei, wo es sei, ob man unter Juden, Heiden und Türken Anlaß zur Freude findet; man gönne sie denselben und mehre sie durch seine Gemeinschaft. Nur daß man sich nicht der Gottlosigkeit freue und mit den Teufeln lache.

Wer mit andern sich freuen kann, kann auch mit andern weinen. Es wird viel geweint unter der Sonne – und das ist schmerzlich und gut. Schmerzlich – denn die Tränen sind in ihrer Schwachheit die stärksten Zeugen unserer Leiden – und gut, denn sie lindern und beendigen auch die Leiden. Und wenn man sich satt geweint hat, so hat man für eine Zeit lang den Leiden ihr nasses Grab gege-

ben. Mit Recht singt man das Lob der Tränen, die mit in unseren Ton gemengt sind und die aus der heißen Quelle der Brust hervorsteigen, um selbst des Winters Eis zu erweichen. Wie erinnern sie uns doch an unsere gänzliche Ohnmacht – diese Tränen, und wie sind sie wieder so allmächtig, daß sie selbst Gott überwinden, denn von dem Gottesstreiter an der Furt Jabok heißt es: Er siegete, *denn er weinete* und bat ihn.

Wo nun immer der Sterbliche weint, da weinet mit. Denn was er beweint, er beweint es nicht allein für sich, er beweint es auch für euch, denn ihr seid mit ihm in gleichem Elend. Seine Tränen sind eure Tränen. Darum vermendet die euren mit den seinen. Entziehet euch nicht fremdem Leide, denn ihr seid auch noch im Fleische. Es ist besser in das Klaghaus gehen, als in das Trinkhaus; in jenem ist das Ende aller Menschen und der Lebendige nimmt es zu Herzen. Es ist Trauern besser denn Lachen, denn durch Trauern wird das Herz gebessert. Das Herz des Weisen ist im Klagehause, und das Herz des Narren im Hause der Freuden, „Gedenket der vorigen Tage,“ wird einer Gemeinde zugerufen, „in welchen ihr erleuchtet erduldet habt einen großen Kampf des Leidens. Zum Teil selbst durch Schmach und Trübsal ein Schauspiel geworden, zum Teil Gemeinschaft gehabt mit denen, denen es also gehet. Denn ihr habt mit meinen Banden Mitleid gehabt.“

Nichts verbindet die Gemüter so, als wenn man einmal zusammen geweint hat. Knüpfet dieses feuchte Band unter einander, es zerreißt nicht so bald. „Als ich allein und einsam saß und die Welt mit einem Trauertuch mir verhangen war und ich stummen Wänden mein Leid klagte, da kam er unvermutet und klagte mit mir: es soll ihm nicht vergessen sein.“

Mit den Weinenden weinen, ist mehr als einen Kondolenzbesuch machen, mehr als einen Gang zum Grabe tun, mehr als einen Händedruck geben: welche Kälte verbirgt sich unter diesen Höflichkeitsformen; wie weit ist alle wahre Teilnahme von ihnen entfernt! Man ist froh, wenn man bald die lästige Mitleidsmaske abwerfen kann und selbst hinter dem Sarge unterhält man sich über Wind und Wetter, und was in der Stadt Neues geschehen. – Das wahre Mitleid ist oft formlos und darum um so herzlicher und tiefer.

Einmal beschreibt einer, dem man Arges für Gutes getan hat, dieses sein Gutestun so, daß er sagt: „Ich aber, wenn sie krank waren, zog einen Sack an, tat mir wehe mit Fasten und betete von Herzen stets. Ich hielt mich, als wären sie meine Freunde und Brüder, ich ging traurig, wie einer, der Leid trägt über seine Mutter.“

Der Herr gebe uns Versenkung in fremde Freude und fremdes Leid und regiere uns so mächtiglich, daß wir selbst mit unseren Verfolgern uns freuen und mit ihnen weinen. – Wie wir immer sagen, an *unserem* Holze wächst solche Frucht nicht, aber wir sind Reben an Christo, der gibt Saft und Kraft.

In *dieser* Reihe entwickelt sich an uns die Erfüllung der Gebote: Wir empfinden, daß wir sie nicht tun und sind darum tief beschämt; wir bewundern das Liebliche und Wohl lautende des Befehles; wir schmachten danach, solche Schönheit zu tragen und wir werden damit bekleidet, wir wissen selbst nicht wie.

O, fände sich doch das bei mir – wohl dem, der so seufzt und betet: es soll sich bei ihm finden.

Vers 16.

Habt einerlei Sinn unter einander. Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch her unter zu den Niedrigen. Haltet euch nicht selbst für klug.

Genau nach dem Griechischen so:

Gegen einander gleichgesinnt. Nicht auf hohe Dinge sinnend, sondern zu niedrigen euch mit hingebend. Werdet nicht klug bei euch selbst.

Gegen einander gleichgesinnt.

Wir haben hier zunächst die wichtige Frage zu beantworten, warum häuft doch der Apostel in unserem Kapitel so Gebot auf Gebot, Forderung auf Forderung? Warum kommt eine Welle nach der andern, ein Stoß nach dem andern, warum hat der Apostel gleichsam keine Ruhe, sondern treibt uns von einer Aufgabe zur andern? Warum begnügt er sich nicht mit wenigem, sondern schüttet eine solche Mannigfaltigkeit der göttlichen Gebote aus – und leuchtet mit der Fackel derselben in *alle* Beziehungen des Lebens? Weil er nicht wie die Moralisten ein *halbes* Gesetz predigt, sondern das *ganze*, herrliche und vollkommene Gesetz Gottes, weil er den Willen Gottes unverkürzt und unbeschnitten vorhält und auch das letzte von uns fordert. Damit will er zuerst dieses erreichen, daß wir vor solchem vollkommenen Gesetz unsere Sünde erkennen und bekennen, dann unsere gänzliche Ohnmacht, das Gesetz aus uns selbst zu erfüllen, eingestehen, und daß wir dann allein unsere Zuflucht in Christo suchen. Alle falschen Gesetzeslehrer vermehren teils das Gesetz durch Menschengebote teils verkürzen und beschneiden sie es, damit der Mensch mit demselben fertig werde. Aber Paulus stellt das Gesetz *Gottes* in seiner Vollendung vor uns hin – und da gibt es nur einen Weg diesem Gesetze zu entsprechen – wenn man ganz in das Gebiet der Gnade herübertritt und alles allein von der Gnade erhofft. Das Ziel und der Zweck des Gesetzes ist Christus. Es will uns zu Christo treiben, damit es in ihm zu seiner Ehre und zu seiner Erfüllung komme.

Wie offenbart doch dieses Wort „gegen einander gleich gesinnt“ unsere Sünde und unser Elend. Denn von Anfang an hat nicht nur die Menschheit, sondern vor allem die Gemeinde Jesu Christi, die unter den Verheißungen und dem Segen der Einheit im Geiste steht, sich mörderisch zerfleischt und zerrissen. Die mächtigsten Drohworte des Herrn, die heißesten Gebete, die schärfsten Gebote haben es nicht verhindert, daß ein Bruder den andern anklagte und verdamnte und die Liebe in lauter Haß und Feindschaft verschwand. Die Geschichte der christlichen Kirche trägt die blutigsten Spuren der Zwietracht und Zerrüttung – bis zu den mit Blut gefüllten Kellern des Vatikan. Nur zuweilen, nur auf kurze Zeit zeigt sich irgendwo die Gleichgesinntheit wie eine Blume des Frühjahrs, aber bald ist wieder einer gegen den andern und die zarten Blätter werden zerrissen. Eintracht macht stark – ja das ist ein schönes Wort – aber hier will ich einmal in dieser Weise bei dem Gebote „seid unter einander gleich gesinnt“ stehen bleiben, daß ich sage: Wie furchtbar offenbart dieses Wort unsere Sünde und Schuld!

Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen.

Wir wollen euch diese Worte geschichtlich auslegen, das heißt so, daß wir einen doppelten Gang gemeinsam durch die heilige Geschichte machen und auf dem ersten Wege erkennen, wie allezeit dies die Gesinnung der Gerechten war, daß sie nicht nach hohen Dingen getrachtet haben, sondern sich zu den Niedrigen gehalten, und dann auf dem zweiten Wege erkennen, wie allezeit dies die Gesinnung der Gottlosen war, daß sie nach hohen Dingen getrachtet und die Niedrigkeit verachteten.

Der Wiedergeborene hat gegen seine Natur und fleischliche Gesinnung diesen Sinn von Gott empfangen, blind zu sein für den Reiz und Glanz der hohen Dinge und sich gerne bei den Niedrigen finden zu lassen. Das soll uns das tun vieler Gerechten beweisen. In allen Zeiten haben sie sich darin gleich benommen und sie mußten sich gleich benehmen, denn es ist *ein Geist* in ihnen. Gott ist nun einmal ein seltsamer, ein unbegreiflicher Gott: wonach die Menge trachtet, danach läßt er die Seinen nicht trachten, und was die Menge übersieht, *dort* läßt er die Seinen das Leben und alles Gute suchen. Er stellt alles auf den Kopf und bringt nach oben, was unten ist: das ist seine Weisheit.

Wir führen euch zuerst in ein Haus hinein, wo sich der alte, schon halb erblindete Vater – der Erzvater Isaak – gerüstet hat, um einen Sohn zu segnen, der nicht gesegnet werden sollte. Wohl war er ein frommer Mann, aber auch ein solcher kann sich blenden lassen von dem scheinbaren Recht der hohen Dinge. Der Erstgeborene ist der Erstgeborene, ein Fürst in seines Vaters Hause, der Herzog seiner Brüder, und so soll *er* auch vorangehen in dem Segen, der zeitliches und ewiges Heil bringt. Auf ihm ruhe die Fülle der Gaben Gottes und er pflanze fort das Geschlecht, aus dem Christus kommen soll. Aber er ist ein durch und durch profaner Mensch, der schon seine Erstgeburt verkauft hat um ein Linsengericht und dann im Leichtsinne dahingegangen ist, als hätte er nichts verloren. Auch hat Gott gesprochen, der Größere soll dem Kleineren dienen, muß solch Gottesspruch nicht erfüllt werden? An das alles denkt der alte Mann nicht; sein Herz hängt an dem, der zuerst ihm geschenkt wurde; er ist ein stattlicher Jäger und seine Speise süß, und das fleischlich Große läßt ihn alle anderen Rücksichten vergessen. Welche unbeschreibliche Not macht er damit seinem Weibe, die mehr als ihren Mann und ihren Erstgeborenen lieben muß das, was Gott will und was er gesagt. Sie verbindet sich mit dem Kleinen, wagt sich selbst dabei, indem sie spricht: Der Fluch des Vaters komme auf mich, und mit List erringt sie, was dem Kleinen bestimmt war. Nichts gelten ihr die hohen Dinge, der ehrwürdige Gatte, der gewaltige Jäger, ihr Sohn, der ja auch ihr Fleisch und Blut war: den einen sieht sie betrogen von dem, was ihm, aber nicht Gott gefällt, und den anderen kennt sie, daß seine Seele genug hat an Wald und Wild, an Speer und Bogen. Der Niedrige, der Kleine, der ist es, den hat Gott auserwählt. Und ob sie dabei zur Lüge greift, denn ihre Lage war zu zweifeln, sie rettet dadurch ihren Mann, ihren Sohn und ihr ganzes Haus. Gottes Wort erfüllt sich, der Kleinere besiegt den Größeren und muß nach des Vaters eigenen Worten gesegnet sein und gesegnet bleiben. Wäre in dem kämpfenden Weibe nicht eine Geringschätzung dessen gewesen, was in den Augen der Menschen groß ist, und eine Hochachtung des Niedrigen: sie hätte sich selbst nicht aufgeopfert, aber sie hat einen hohen Geist und bringt zu Ehren, was zu Ehren kommen sollte.

So sind in jeder Familie stattliche Söhne und herrliche Töchter und die Eltern hängen an ihnen und weissagen ihnen eine glänzende Zukunft, und sie werden Kinder des Verderbens, und es ist ein zurückgeschobener und vernachlässigter Knabe und ein übersehenes Mägdlein dort, und es wird der Eltern Stütze. – Was du lobst, Gott wird es *nicht* loben, was du tadelst, das wird Gott loben. Eitelkeit und Stolz beherrschen uns Menschen, und wir beugen uns vor den gekrönten Teufeln und bedenken nicht, daß sie uns nur tyrannisieren und quälen werden. Denn Esau machte seinen Eltern viel Herzeleid.

Am unvergleichlich prachtvollen Hofe der Pharaonen ist in allem Reichtum und in aller Weisheit ein aus den Wassern gezogenes Kind aufgewachsen. Es ist für hohe Dinge bestimmt und scheint denselben auch in der glücklichsten Entwicklung entgegen zu gehen. Es genießt alles, was dem Herzen der Sterblichen angenehm ist. Doch welche merkwürdige Veränderung geschieht mit ihm, als er zum Manne herangewachsen ist. Derselbe geht heraus, um sich nach seinen Brüdern umzusehen, und was waren diese? ein geknechtetes, zertretenes, ganz verachtetes Volk, dessen Söhne man ins Wasser warf, dessen Arbeit so hart war, daß es unter denselben zu Gott aufschrie. Bettler, Elende

waren es. Und er, der Sohn der Pharaonentochter? er bekennt sich zu *diesem* Volke und wirft sich zu seinem Nothelfer auf. Er achtet die Schätze Ägyptens nicht, sondern die Schmach seines Volkes macht er zu seiner Ehre und liebt es so sehr, daß er ihm treu bleibt, auch wenn es ihn nicht anerkennen will als seinen auserkorenen Erretter. Wie war es ihm möglich, solches zu tun? Närrisch zu handeln, um weise zu sein? Er sah in dem Arbeiterpöbel Gott und feine Wahrheit, und diesen Gott wollte er haben, verlor er dabei auch Hof und Ansehen und Zukunft. Sehet die Kraft der Liebe zu Gott! Er wohnt nicht am Hofe, nicht in den Tempeln, Ägyptens, man kann ihn nicht finden auf den höchsten Pyramiden, aber in dem schäbigen und jämmerlichen Volk der unreinen Hebräer, da wohnt er. Verbinde dich mit seinem Volk, so verbindest du dich mit ihm. Israel wird selig durch den Herrn, seinen Gott. Nenne die Brüder, die dir nicht zur Ehre gereichen, und erwähle sie zu deinem Umgang und Verkehr, zu deiner Gemeinschaft und Pflege. Wo sie bleiben, da bleibst du auch. Sie bewohnen eine Stadt, deren Grund ewig ist, und haben ein Manna zu essen, das fristet durch Wüste und Tod. Ja, das ist die über alles entscheidende Wahl, daß man sich zu denen gesellt, die da seufzen unter der Last ihrer Schmerzen, scheinbar zu Grunde gehen und doch die Auserwählten des himmlischen Königs sind. Haltet euch herunter zu den Niedrigen. Du nennst bald diese bald jene Namen aus der Kirchengeschichte und der Gegenwart: zu denen hältst du dich. Hüte dich vor denen, die so viel genannt werden, sie sind es meist nicht. Die Besten unter ihnen haben oft nur von den Resten gelebt, die fremde Not und fremde Erfahrung, fremdes Leben und fremde Weisheit ihnen gab, und die sie dann mit Worten ausschmückten und weitertrugen. Sie haben den Schein, aber nicht die Kraft, und in der Stunde der Versuchung fallen sie durch. Die eigentlichen, die echten Kinder Gottes sind immer verborgen, immer zugedeckt.

Auf einer Straße zwischen Moab und Kanaan jenseits des Jordans stehen drei Frauen in eifriger Verhandlung. Die eine ist alt und von tiefen Kummerzügen, ein Wanderstab und ein kleines Bündel sind in ihren Händen. Die anderen sind jung und blühend, doch haben sie schon mit der älteren viel erfahren, mit ihrer Familie, einem Manne und zwei Söhnen. In der Fremde starb der Mann der älteren, die beiden Söhne verheirateten sich und starben dann auch, und es waren eben die Übriggebliebenen der Familie, die auf dem Wege nach Kanaan in Beratung standen: die Mutter und die beiden Schwiegertöchter. Die Mutter bittet sie umzukehren und nicht mit ihr nach Kanaan zu gehen, sie könnten ja bald wieder Männer in ihrer Heimat finden. Die eine wendet sich ab, die andere bleibt trotz der Abweisung der Mutter: Wo du hingehst, da gehe ich auch hin; dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Hinter ihr lag ein neues irdisches Glück, die Gewohnheit des väterlichen Götzendienstes, neben ihr stand eine arme Frau, die von sich selbst sagte, daß des Herrn Hand gegen sie ausgegangen sei, die weder für sich noch für die Tochter irgend etwas verschaffen konnte, vor ihr ein unbekanntes Land, fremde, wenn auch im Glauben nahe Menschen. Sie hat das Sichtbare verachtet und sich zu der niedrigen Bethlehemitin gehalten, die nichts hatte als Gott. O, daß diese Wahl in uns sei! Wir müssen auch so gesinnt sein, sonst werden wir nie Christum finden, denn er ist gerade da, wo ihn alles ableugnet. Gott bekehre uns zu sich, sonst erwählen wir das Hohe und verlieren das Kleine, welches aber gleich dem Senfkorn ist und gleich dem Sauerteig; denn aus Naemis Enkel sollte David hervorgehen.

Einst hat ein König bei Einholung der Bundeslade vor seinem Volke mit Macht getanzt voll Freude darüber, daß das Haus des Herrn zu ihm kam: er tat, was das gewöhnliche Volk zu tun pflegte unter dem gewöhnlichen Volk und wurde dafür mit bitterem Spott von seinem Weibe begrüßt. Doch er erwiderte ihr: ich will noch geringer werden denn also und will niedrig sein in meinen Augen und mit den Mägden, davon du geredet hast, zu Ehren werden. Das ist der, der gesungen hat: Herr, mein Herz ist nicht hoffärtig und meine Augen sind nicht stolz und wandle nicht in großen

Dingen, die mir zu hoch sind. Wer ist wie unser Gott? Der sich so hoch gesetzt hat und auf das Niedrige siehet im Himmel und auf Erden. Der den Geringen aufrichtet aus dem Staube und erhöht den Armen aus dem Kot, daß er ihn setze neben die Fürsten, neben die Fürsten seines Volks.

Und treten wir jetzt in die Zeit Christi hinein: wir wissen, was seine Gemeinde war und was er selbst. Er erniedrigte sich selbst, um Niedrigen zu helfen. Einmal haben sich die hohen Apostel darüber gestritten, wer der Größte unter ihnen sei, da hat er in seiner einfachen und doch so beschämenden Weise *ein Kind* von dem Wege unter die Männer geführt und von ihnen gefordert, wie ein solches Kind zu werden, sonst könnten sie nicht ins Himmelreich eingehen und hat dann sein Wohlgefallen an den Kleinen ausgesprochen, diejenigen verdammt, die die Kleinen verachteten. So heißt denn auch Paulus der Kleine, und woraus bestanden die Gemeinden desselben? Gott hat sich erwähnt, sagt er, was nichts ist, auf daß er zu Schanden mache, was etwas sei.

Verblindet von dem Betrage des stolzen Herzens, aufgeblasen von unserer Eitelkeit, suchen wir immer die Jünger Christi an den Höfen, an den Universitäten, bei den Angesehenen und Einflußreichen, *da* sind sie aber nicht; die haben ihr Teil in dieser Welt, willst du die Gemeinde Christi entdecken, suche sie im Staube.

Wir wollen noch einen zweiten Gang durch die Schrift machen, um zu erkennen, wonach die Gottlosen trachten. Die erste Welt ist durch ein Wassergericht untergegangen, warum? – weil sich der Wahn der Menschen „wir sind wie Gott“ zu solcher frevelhaften Höhe gesteigert hatte, daß sie plötzlich erfahren mußten, was denn die Menschen sind. Die hohe Flut trieb die Millionen Leichen dahin. Vorher hatten die Riesen gelebt, heißt es; das waren Söhne der Welt und der Kirche, Nachkommen der Frommen, die sich mit den Gottlosen vereinigten und ihren Beruf vergaßen. Denn so entsteht das Große, was die Menschen bezaubert, daß sich Licht und Finsternis, Wahrheit und Lüge, Göttliches und Teuflisches verbindet: *Das gibt die Helden*, die einflußreichen, mächtigen Männer. Das sind die Päpste, die Unwiderstehlichen, die Unfehlbaren, das jene großen Verführer, deren sich unser Jahrhundert rühmt. Es ist nicht alles Lüge, was sie sagen, aber das ewig Wahre muß der Lüge dienen und sie ausschmücken. Sie locken mit süßer Stimme, um unsere Seelen zu morden. Was ist greulicher vor Gott, als wenn man ihm seine Wahrheit abstiehlt, um das Reich des Teufels zu bauen! O, hütet euch vor ihnen – wer den Schlingen des groben Betruges entgangen ist, er fällt in die Schlingen des feinen geistigen und himmlischen Betruges, dem die Besten und Edelsten dienen. Nur indem wir an der Kreuzesgestalt des Herrn unseren Blick üben, indem wir in seine Schmach und Schande hineinsehen, indem wir gegen ihn das fromme Jerusalem empört sehen, die Jünger geflohen, ein paar Weiber in seiner Nähe, indem wir ihn von allen Menschen verlassen erblicken – werden wir entgehen können dem Verderben, das uns unter dem Schein des Lebens tötet. Die Riesen der ersten Welt, diese Heroen und Heldenmänner, von denen die Sage erklingt, waren zugleich Priester, und versöhnten Himmlisches und Irdisches und kamen doch alle um im Wassergrab. Welch ein Narr muß in ihren Augen Noah gewesen sein, als er die Arche baute! Ein schöner Einfall, ein ganz allerliebster Gedanke, der alte Einsiedler und Pietist ist auf die seltsamsten Schnurren gekommen. Und er läßt sich nicht abhalten durch unseren Spott, er baut weiter, Balken auf Balken, Nagel an Nagel: ja, die Frommen sind die Dummheit und der Aberglaube und die Finsternis selbst. Lachen wir *nicht* mit ihnen über diesen Archenbau! Der Herr und seine Apostel haben von dieser Arche geredet und haben die Tage Noäh mit unseren Tagen verglichen. Acht Seelen sind in dem Hause errettet worden. Hat der Patriarch nicht seine Zeitgenossen aufgefordert, mit ihm dieselbe Zuflucht zu suchen vor Gottes Zorn? Gewiß, aber wer glaubt unserer Predigt und wem ist des Herrn Arm geöffnet? Sollten sich alle die Geistesriesen betrogen haben und dieser einfältige Tropf allein recht haben? Es ist nicht möglich. Sie haben ja Himmel und Erde durchforscht, ihr Wissen umspannt das

Weltall, welchen Fortschritten haben sie die Bahn gemacht – und doch in den Hauptsachen hätten sie nichts gewußt? Gehe wer da will mit dem Bettlerhaufen, ich halte mich zu denen, die die Menge verehrt.

O, wie werden auch die Gerechten von diesem Wahne geplagt, was menschlich groß ist, ist das Gott Wohlgefällige. Der erste Sohn ist den ersten Eltern geboren und Eva nennt ihn Kain, d. h. mein Schatz, den ich erworben, mein Nothelfer und mein Herr Gott, und er wird ein Mörder. Lot erwählt sich Sodom und Gomorrha, die herrlich lachende Jordansau, fett und reich, und seine Begierde setzt ihn in das Dornennest der Gottlosen, die ihn Tag und Nacht quälen mit ihren bösen Werken. – Hiskia kann es nicht lassen, als er von seiner Krankheit genesen war und ihn die Botschafter von Babel besuchten, um nach dem Wunder zu fragen, was in seinem Lande geschehen war, ihnen die Reichtümer des Hauses des Herrn zu zeigen, statt diese Diener der Götzen in Ernst und Würde zurückzuweisen von den Tempelhallen Jehovas. Er fühlte sich geschmeichelt und vergaß des Gottes, der ihn vom Tode errettet hatte, und vertrat seine Ehre nicht vor den Profanen, Er vergalt, nicht, wie ihm gegeben war, denn sein Herz *erhob sich*. Wohl ihm, daß er sich hernach demütigte und seine Sünde bekannte. Sollen wir die Perle vor die Säue werfen und das Heilige vor die Hunde, auch wenn diese Säue goldene Halsbänder tragen und diese Hunde wohlgenährt sind?

Wir Menschen können es nicht lassen, einen Turm zu bauen bis an den Himmel, Eisenbahnen um die Welt, Kabel durch den Ozean, Brücken über Meere, und in schwindelhaft hoher Luft müssen wir uns betrachten, wie tief wir wohnen – aber wie klein sind alle diese Dinge vor Gott, dessen Licht schneller ist als jede Berechnung, und der mit einem Wassertropfen Millionen von Geschöpfen ernährt! Er muß herabsteigen von oben, um erst zu sehen, was die Menschenkinder auf Erden treiben, wie hoch ihr Türmlein sei!

Einst ging ein König, wohl einer der mächtigsten, den die Erde gesehen hat, hinaus auf die Zinnen seiner Burg. Vor ihm lag seine unermessliche Hauptstadt stundenweit in vollendetem Glanze. Da hub er an und sprach: Das ist die große Babel, die ich erbauet habe zum königlichen Hause durch meine große Macht zu Ehren meiner Herrlichkeit. Ehe der König diese Worte ausgesprochen, fiel eine Stimme vom Himmel: „Dir, König, wird gesagt: Dein Königreich ist von dir genommen. Und man wird dich von den Leuten verstoßen und sollst bei den Tieren, so auf dem Felde gehen, bleiben; Gras wird man dich essen lassen wie die Ochsen.“ Er verlor den Verstand und gesellte sich zu den Tieren, bis er erkannte, wer der Höchste sei.

Und noch einmal saß ein König, denn der Mensch bleibt sich gleich, ob kultiviert oder nicht kultiviert, auf seinem Richterstuhl – er hatte eben einen ruhmvollen Frieden mit seinen Feinden geschlossen – und tat das königliche Kleid an. Es war ein wunderbar gewobenes, aus Silber bereitetes Prachtgewand. Nachdem er eine Rede an das Volk gehalten, fielen die Sonnenstrahlen auf das Silber, und es erglänzte blendend. Da brach das Volk in den Ruf aus: Das ist Gottes Stimme und nicht eines Menschen. Der König lehnte diese Schmeichelei nicht ab. Als bald schlug ihn der Engel des Herrn, darum, daß er die Ehre nicht Gott gab, und ward gefressen von den Würmern, Das erzählt die heilige und die profane Geschichte.

Das war der Gewaltige, der den Petrus in Banden gelegt hatte, von dem er hören konnte, wie man ein gutes Gewissen zu Gott gewinne. Er galt ihm aber nichts.

Woher die Verwerfung Christi, woher die ganze Leidensgeschichte desselben von Jugend auf bis zum Tode? Weil seine Volksgenossen ihn durchaus nicht in der Tiefe und Niedrigkeit suchen wollten, sondern mit ihren Augen ihn erwarteten herabkommend von der Zinne des Tempels und Steine in Brot verwandelnd. Er ist aus Nazareth, aus Galiläa, er ist nicht aus unseren Schulen, *er kann es*

nicht sein. Er geht mit den Sündern um, er zieht auf einem Esel ein, die Kinder begrüßen ihn, *er kann es nicht sein.* Er ist ein Menschensohn, er ißt und trinkt, er hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen soll, er schläft, er ist schwach und müde und ringt und seufzt und betet, *er kann es nicht sein.* Er stirbt in Nacht. Dieser ist ein Verführer und ein Kind des Teufels. Ohne Gefühl seines Elendes in seiner Aufgeblasenheit geht der Mensch an dem vorbei, der auf seinen Gassen predigt und heilt und das ewige Leben umsonst austeilt. –

Es sind gnädige und treue Wege Gottes mit uns, wenn er unsere hohen Bäume abhaut, unsere stattlichen Türme niederwirft, wenn mir gelähmt werden und hinken müssen, dann verlangen wir Vater- und Mutterhände, die uns leiten und führen.

Verzage nicht in den Demütigungen Gottes: gerade daran erkennst du, daß er mit dir ist und dir geöffnete Augen geben will für das Heil und den Heiland deiner Seele. Wie ganz anders – denken wir oft, müßte es uns gehen, wenn wir von Gott geliebt wären und mit Christo verbunden: wir müßten fliegen und auf Rossen reiten, wir müßten über alle Mauern springen und auf Erden wie Helden stolzieren, statt dessen überall Hinderung, Schwächung, Angst und Not, Klagen, Seufzen und Stöhnen. Sieh die Barmherzigkeit Gottes, die dir dieses Leben zerschlägt, damit sie dir jenes aufbaue, die dich hier hungern läßt, um dich dort zu sättigen. Bleibe in seiner Schule. Sein Ernst ist Weisheit, seine Zucht Liebe, seine niederbeugende Kraft aufrichtende Stärke. Er ist ein Gott der Witwen und Waisen, der Gefangenen und Kranken, der Elenden und Armen. Er hüt't und tracht't, stets für uns wacht, auf daß uns gar nichts fehlet. – Kein Mensch soll etwas von dir wissen, daß du ein Kind Gottes bist, du sollst ganz versteckt fein und oft beten müssen: Alle deine Wogen und Wellen gehen über mich: sei getrost, tiefer als du liegst, liegt dein Erlöser: er ist der Niedrigste.

Der Apostel setzt zu unseren Worten noch hinzu: *Werdet nicht klug bei euch selbst.* Denn wer sich auf seinen Verstand verläßt, wird irre geleitet; der Verstand blendet und man geht durch ihn vorbei an dem, was Gottes ist, und gefällt sich in dem, was man für vernünftig und weise hält. Der in sich selbst Kluge ist reich in sich, und so sieht er nicht die Torheit und Schwachheit Gottes, die allein Weisheit und Macht ist.

Vers 17-21.

Vergeltet niemand Böses mit Bösem. Fleißiget euch der Ehrbarkeit gegen jedermann. Ist's möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden. Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn, denn es stehet geschrieben: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. So nun deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.

Genau nach dem Griechischen so:

Niemand Böses mit Bösem vergeltend; auf das, was fein ist, vorsorglich, angesichts aller Menschen. Wenn möglich, so viel an euch liegt, mit allen Menschen friedfertig. Nicht euch selbst Recht verschaffend, Geliebte! Gebt vielmehr Raum dem Zorn, denn es steht geschrieben: ‚Mir die Rache, ich will vergelten,‘ sagt der Herr. Demnach, ‚so deinen Feind hungert, dann speise ihn; so ihn dürstet, dann tränke ihn; denn indem du dies

tust, wirst du Feuerkohlen häufen auf sein Haupt. ' Laß dich nicht überwinden von dem Bösen, sondern überwinde in dem Guten das Böse.

Der nächste Gedanke, der einem einfällt, wenn man Böses von einem andern empfängt, ist der: Das soll er entgelten. Bei den Griechen galt der Grundsatz, den zu verletzen, der verletzt. Ist aber jemand in Christo, so ist auch für diese Forderung ein umgeschaffenes und williges Herz vorhanden. Er denkt an die Worte des Herrn Mt. 5,39-41. – *Auf das, was fein, was schön, was wohl lautend ist, bedacht, angesichts aller Menschen.* Eine Vorschrift, die der Apostel 2. Kor. 8,21. sich selbst vorhält. Wir finden das Wort auch in den Sprichwörtern nach der Übersetzung der Septuaginta (3,4). – Der Friede mit allen Menschen wird auch den Hebräern eingeschärft 12,14. Es steht nicht in unserer Macht mit *allen* Menschen Frieden zu halten, deshalb die Einschränkung: *wenn möglich, so viel an euch liegt.* David klagt darüber, daß er wohl Frieden halte, daß aber, sobald er den Mund auftue, die Feinde der Gnadenlehre Krieg anfangen. Ps. 102,7. Weil Gott selbst das Recht seiner Auserwählten ausführt, so dürfen wir uns nicht selbst Recht verschaffen, sondern als „Geliebte“, wie wir angeredet werden, sollen wir bleiben im Gebet und in der Geduld. Wir haben dem Zorne Gottes Raum zu geben, vor demselben zurückzutreten und ihm freie Aktion zu gewähren. Der Mensch hat vor Gottes Rache und Strafe den Platz zu räumen. Ich will vergelten, sagt der Herr. – Die feurigen Kohlen, die man auf das Haupt des Feindes häufen soll, sind nicht, wie man es gewöhnlich versteht, die Scham und Reue, die man in ihm durch Erweisungen der Liebe erwecken soll, sondern es ist an die *vergeltende Strafe* zu denken, die Gott über ihn verhängen wird. In einem apokryphischen Buche findet sich der Ausspruch: feurige Kohlen wird Gott über dem Haupte dessen verbrennen, der sagt: Ich habe nicht gesündigt gegen den Herrn Gott. Das Bild der Feuerkohlen war den Juden ein Bild der göttlichen Züchtigung. Wenn ich meinen Feind, wo ihn hungert, speise, ihn tränke, wo ihn dürstet, dann darf ich hoffen, ihn zu erweichen und aus dem Feinde einen Freund zu machen. Jedenfalls habe ich dann das Meinige getan und weiß, daß der Herr mir Gutes vergelten wird. Bleibt der Feind trotz meiner Wohltat hartnäckig, dann habe ich nur noch die Aufgabe nach dem Worte zu verfahren: betet für die, so euch beleidigen, und in diesem Falle bete ich, daß die Strafe, welche ich ohne mein Zutun auf ihn häufe, das an ihm ausrichten möge, was die Güte nicht vermochte. Ich wünsche dem Feinde, daß ihm die Strafe eine Zucht zum Leben werde; es ist seiner eigenen Bosheit Schuld, wenn die Kohlen als verzehrendes Feuer auf seinem Haupte entzündet werden.

Mit Vers 21 gibt der Apostel das große Schlußwort, das uns in allem unserm tun unter den uns beleidigenden und kränkenden Menschen begleiten soll: wir haben nicht gegen das Böse das Böse zu setzen, um Flamme mit Flamme zu löschen, sondern in der Erweisung von Güte und Liebe sollen wir den Feind zum Freunde machen. Der Sieg über das Böse liegt in der Kraft und der Verheißung, die das Gute hat. Das ist das Thema des ersten Briefes Petri: Empfahet eure Seelen dem getreuen Schöpfer im Gutestun – d. h. selbst in Todesgefahr lasset nicht ab vom Gutestun und, indem ihr die Errettung eurer Seelen Gott anheimgebt, lasset selbst eurem Quäler Wohltat und Güte zu teil werden.

Wie unser ganzes Kapitel nur in dem Geiste Christi erfüllt werden kann, so vor allem auch das letzte Wort. Das Gesetz als Gesetz macht nicht lebendig; kein Gebot kann dem Menschen helfen; das Gebot offenbart die Sünde, die Unfähigkeit, es zu erfüllen; der Apostel aber kennt uns nicht mehr nach Fleisch, sondern als solche, die als Tote lebendig gemacht sind in Christo.

Zur Lehre vom unfreien Willen.

Der Apostel sieht eine christliche Heiligung nur da möglich, wo eine völlige Erneuerung der Vernunft geschehen ist. Diese Erneuerung faßt er als ein ausschließliches Gotteswerk, denn Gott ist es, der da wirket beides: das Wollen und das Vollbringen. Ganz anders lehrt fast ohne Ausnahme die moderne Theologie. Sie errichtet ihre Lehre von der Heiligung auf der beschränkten Freiheit des menschlichen Willens. Dieser tritt beim Beginn der Heiligung selbsttätig auf und setzt diese seine Arbeit auch später in derselben Weise fort. Es bedarf keines Beweises, daß die Reformation in allen ihren Stimmen den freien Willen verworfen hat. „Wer an dem freien Willen festhält,“ sagt das Bekenntnis der Waldenser vom Jahre 1532, „der verleugnet vollkommen die Prädestination und Gnade Gottes.“ Man hat gesagt: in der Lehre vom Willen scheiden sich die Menschen und die Jahrhunderte. Luther: „Ich wollte das Wörtlein frei Wille wäre nie erfunden worden, es steht auch nicht in der Schrift und hieß billich eigen Wille. Gott muß den ersten Stein legen und anfahren in dir, daß du suchest und bittest. Er ist schon da, wenn du anfähest und suchest. – Was ich in meinem Buch, ‚Vom knechtischen Willen‘ geschrieben habe, das wird Erasmus nimmermehr in Ewigkeit widerlegen können. Das weiß ich fürwahr und biete dem Teufel mit allen seinen Schuppen Trotz und aber Trotz, daß er’s confutir. Denn ich bin’s gewiß, daß es die unwandelbare Wahrheit Gottes ist.“ Wo Gott verherrlicht wird, da sinkt der freie Wille, wo der Mensch geehrt wird, steigt derselbe. Unser Jahrhundert mit seiner Menschenverherrlichung kann gar nicht anders, als den freien Willen des Menschen lehren.

Wie steht es nun aber psychologisch und dialektisch mit dem freien Willen?

Eine Betrachtung des menschlichen Willens, nach der dieser eine in sich unabhängige, selbständige Macht der Seele sein soll, gleichsam *die Seele der Seele*, die besondere Rechte und Vermögen besäße, ist nach richtiger psychologischer Erkenntnis nicht möglich. Sie gehört einem abstrakten und darum unwahren Scholasticismus an. Das innere Bewußtsein des Menschen ist als ein *einheitliches* aufzufassen, in dem wir nach einem logischen Bedürfnisse Erkenntnisse, Gefühle, Begierde und Willenshandlungen unterscheiden, doch so, daß wir wissen: diese Formen des seelischen Lebens hängen aufs engste zusammen, gehen in einander über, bestimmen und begleiten sich gegenseitig, sind nur die Wellen der *einen* inneren See, die uns bewegt und belebt.

Man kann den Willen von keiner anderen Kraft der Seele scheiden. Er ist mit allen verbunden und verknüpft. Wie er selbst eine Eigentümlichkeit derselben ausmacht, aus ihrem Fond hervorgeht, so wird er auch stets von allen anderen seelischen Erscheinungen getragen und bestimmt. Jedes Wollen setzt ein individuell gefärbtes Gefühl voraus, das ihm allein eine wirkliche Realität gibt. Wiederum bedarf das Gefühl des Wollens, durch welches es auf den Gegenstand gelenkt wird, der es erregt und für den es empfindet. Das Begehren aber ist nichts anderes als das anfängliche Wollen: beide sind sich täuschend ähnlich. Das innere Geschehen kümmert sich um diese begrifflichen Unterscheidungen nicht. In einem *kurzen* Moment, in *einer* schnellen Wirkung rafft sich jeder innere Vorgang zu einer Einheit des Entschlusses zusammen. Die Seele ist dann ganz *Wille*. *Aber sie will nur, was sie ist. Etwas anderes kann sie nicht.* Aus dieser Beschaffenheit des seelischen Lebens geht es hervor, daß der *Wille immer bestimmt ist*, und daß wir, wenn wir uns denselben einen Augenblick unbestimmt denken, eine scholastische Formel haben, eine Abstraktion, aber keine Wirklichkeit und Wahrheit. Die nächsten Bedingungen des Willens sind die Gefühle. Von diesen wird er unmittelbar bestimmt, wie er denn schon in ihnen selbst sein Werk angefangen hat.¹ Jeder rein ästhetische Ge-

¹ Kuno Fischer, Die menschliche Freiheit (1888) S. 28: Auf die kurze Frage: „determiniert oder nicht,“ wird daher die

nuß, jede rein intellektuelle Tätigkeit ist von einer Konzentration des Geistes begleitet, welche der Wille schafft. Der Wille ist die Richtung des Geistes auf ein Ziel: dessen bedarf man auch bei einem ruhenden Genuß der Empfindung, bei einer nur dialektischen Arbeit. Geht die Seele zu einer inneren oder äußeren Tätigkeit über, so ist sie dazu durch Gefühle veranlaßt worden. *Die Gefühle sind die Motive*. Es ist nun ganz gedankenlos zu sagen, daß diese Motive wohl *Bedingungen* sein können, unter denen die Willensentscheidung zustande kommt, aber *Ursache* der letzteren könne nur der Wille sein. Bei dieser Auffassung ist der Wille eine unbekannte, rätselhafte Macht, ein *geheimnisvolles Etwas*, das sich abgesehen von dem ganzen Seelenleben noch eine – wer weiß wo gelegene – Provinz bewahrt hat. Ein abstraktes Denken löst erst den Willen aus seiner ganzen Umgebung los, macht ihn zu einem substantiellen Ding, und muß dann zuletzt finden, daß dies Ding völlig leer und inhaltlos ist. Ebenso treibt man ein Spiel mit Bedingung und Ursache, welche in ihrem gegenseitigen Verhältnis beide so vermindert werden, daß sie eigentlich nicht mehr vorhanden sind. Die *Motive* sind selbstverständlich *Ursachen*. Nur das muß man sagen: Die Gefühlsmotive sind nicht die vollständigen Causalmomente des Willens, weil sie nicht nur vorausgehen, sondern auch begleiten, weil in ihnen selbst schon der Wille lebt und das seelische Bewegen in einem lebendigen Fluß *in einander* geht. Die Gefühle setzen auch weitere Causalbedingungen voraus und wir kommen zu einer Reihe von Wirkungen, die unserer Wahrnehmung nicht ganz zugänglich sind. Denn mit nichts muß der Mensch so vorsichtig sein, als mit den Ausdrücken: selbstbewußt und selbstbestimmt, da wir gerade davon als Geschöpfe sehr wenig wissen und das Geheimnis des Seelenlebens das allergrößte ist. Wir haben nur die letzten Glieder des inneren Geschehens in der Hand und auch über diese können wir nur sehr zurückhaltend urteilen. Unter den Motiven kann man nun aktuelle und potentielle unterscheiden, solche, welche die Willenshandlung wesentlich bewirken, und solche, welche diese nur begleiten oder ihr vorausgehen. Einfache Willenshandlungen, die ein Motiv unmittelbar hervorruft, nennen wir Triebhandlungen. Zusammengesetzte Willensstätigkeiten können wir Willkürakte nennen.

Das innere Leben des Einzelnen hängt nun weiter mit seiner Familie, diese mit dem Geschlecht, dieses mit dem Volk zusammen. Die Ausstattung, die der Mensch aus diesen Quellen bekommt, bestimmt ihn so stark, daß dasjenige, was er selbst zu solchen Naturgaben hinzufügt, in keinem Verhältnis zu dem steht, was ihm angeboren ist. Der Mensch ist von vornherein so fertig, wie die Knospe die Blüte in sich trägt, und was er selbst zu seiner Veredlung hinzutun kann, ist oft nur eine vorsichtige Bewahrung dessen, was er empfangen. Die natürliche Art und Gabe, der Charakter können sich wohl entwickeln, aber aus den blauen Augen Friedrich des Großen strahlte schon in seiner Jugend dasselbe Feuer, was in seinen Schlachten blitzte. Kaiser Wilhelm bekennt schon 1815: „Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen auch gegen die Geringsten bei mir erhalten und beleben.“ Der Charakter ist ihm geblieben bis zu seinem Tode. Mit wunderbarer Beharrlichkeit wandelt der Mensch den Weg seines Charakters. Charaktere können gemäßigt, mit Schranken umgeben, in Zucht genommen werden, aber verändert werden können sie nicht. Der Charakter zeigt sich als derselbe in den Trieb-Handlungen² ebensosehr als in den Willkürhandlungen. Ob jemand seine Taten bereut, verbessern, zurücknehmen will – im entscheidenden Augenblick handelt der Mensch *ebenso* wie früher und begeht dieselbe Torheit.³

kurze Antwort: „determiniert.“ S. 44: Man muß wissen, wie weit innerhalb der menschlichen Natur die Determinationen reichen.

2 Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

3 Kuno Fischer: Wenn die Tapeten brüchig werden und sich ablösen, kommt die rohe Wand und der Lehm zum Vorschein.

Bei diesen beiden Tatsachen: der Wille vereint mit dem ganzen inneren Geschehen, der Charakter unwandelbar – wo besteht nun die Lehre vom freien Willen? Was ist dieser freie Wille? Nichts als eine leere Abstraktion. Hätte der Wille eine Macht der Selbstbestimmung gegenüber dem Seelenleben, gegenüber dem Charakter, so wäre dieser Wille ein *Deus ex machina*. In einem Adyton wohnend träte er mit einmal hervor und teilte seine Befehle aus: ein allmächtiger, aber völlig unbekannter Herr auf dem Boden der Seele. Aber er hat keine Bedeutung; denn da er nichts vermag als das Zünglein an der Wage nach rechts oder nach links zu bewegen, da er losgelöst von dem ganzen seelischen Getriebe farblos und indifferent ist, so mag er wohl als Retter aus der Not in theologischen und philosophischen Schwierigkeiten erscheinen, aber er bleibt etwas gespenstisch Unbekanntes. Mit andern Worten: *er ist eine nichtssagende Fiktion*. Es gibt keinen freien Willen als abgesonderte Tätigkeit der Seele. Der Wille ist stets determiniert und nur in der Determination hat er eine Bedeutung. Frei handelt der Mensch, wenn er selbstbewußt in den Schranken seiner Persönlichkeit handelt, wenn er zu dem, was er *tut*, durch keinen äußeren *von ihm gefühlten Zwang* veranlaßt wird. Eine solche Freiheit ist eine durch die angegebenen Causalitäten geordnete und gegebene. Die Freiheit ist die Selbstäußerung des Menschen. Es ist die von ihm mit Urteil und Empfindung begleitete Tat seiner persönlich bestimmten Seele. Sie hat ihre Verursachung sowohl in der mechanischen Tätigkeit des Gehirns als in psychischen Motiven: wie beide sich vereinen, wissen wir nicht. Die mechanische Tätigkeit ist eine Unterform der geistigen.

Es ist ein Widerspruch in der Definierung *Sommers*: Freiheit ist die Fähigkeit, sich nach inneren Motiven selbst zu bestimmen und sich frei zu halten von Motiven, die unserem wahren Wesen, unserer sittlichen Bestimmung widerstreiten. Hier haben wir wieder dieses unbekanntes „*selbst*,“ dieses ebenso unbekanntes „wahre Wesen.“ Bei demselben heißt es: an sich ist der Mensch sowohl in der Freiheit seiner Willensentschlüssen, wie in der energischen Kraft ihrer Betätigung völlig unbeschränkt. Dieses „selbst,“ „wahres Wesen,“ „Mensch an sich“ ist ein Traumgebilde und hat mit der Wirklichkeit nichts zu tun.

Es ist keine Frage, daß jeder Mensch mit einer *Notwendigkeit* handelt,⁴ die weit größer ist, als er nur ahnt, aber er handelt nach seinem Empfinden doch nur dann in einem *Zwange*, wenn Urteil und Begehren auseinandertritt und sich bekämpft. Dann ist der siegende Wille ein gleichsam abgezwungener, der nur mit Mühe dem stärkeren Motiv folgte. Wo dieser Streit nicht ist, meint der Mensch ungebunden zu sein, obwohl er stets seine *eigene* Straße wandelt. Den alten Deutschen war der Mensch *frei*, wenn er sich ungehindert in den Schranken seiner Standesrechte bewegte, als der Freie war er der Beschränkte, aber auch der Gesicherte und Beschützte. Später ist dann frei ein Wort geworden, aus dem jeder machte, was er wollte. Die Theologen ersannen ein *liberum arbitrium indifferentiae* und suchten damit alle Schwierigkeiten zu lösen. Dasselbe spielt bekanntlich in der modernen Theologie eine große Rolle. Ist aber ein Wahn. Dieser unbestimmte Wille, der sich bestimmen soll, dieses Nichts, das so vieles kann, diese rätselhafte Seelenecke, aus der ein allmächtiger Herr, ein Gott vom Himmel hervortritt, besteht nur in der Dogmatik! Auch die Synergisten sind dieses *liberum arbitrium* nicht los geworden. Vielmehr fällt ohne dasselbe ihre ganze Theorie zusammen. Die Gnade erleuchtet den Verstand, reizt den Willen – jetzt muß aber dieser sich selbst entscheiden. *Dieser* muß aus sich die Wahl treffen. Er trägt jetzt das Schicksal in seiner Hand. Er muß Ja oder Nein sagen. Und dies muß er freimächtig tun. In eigener Bestimmung, in selbstherrlicher Tat. *Sein* Werk muß es sein. Die Gedankenlosigkeit überlegt gar nicht, daß dann der Wille *gut* sein muß, wenn er aus sich selbst für das Gute sich entscheiden soll, das er besitzen muß, um geben zu kön-

4 Kuno Fischer: Unsere Handlungen sind Folgen des natürlichen Charakters und durch dessen Grundrichtung bedingt in ihrer ganzen Ausdehnung.

nen. Oder ist er indifferent, so ist seine Entscheidung wertlos. Ein weder gutes noch böses Tun entzieht sich jeder sittlichen Beurteilung. Dabei soll er dann doch über die Annahme der Gnade entscheiden, ja sich ewiges Leben zueignen können! *Alle sittlichen und religiösen Systeme der modernen Theologie hängen an diesem dünnen Faden!* Der Synergismus ist zuletzt nichts weiter – als Indeterminismus, also eine Täuschung. Lehrt er aber, daß der Mensch ein verborgenes Gutes behalten hat und aus dem Guten sich freimächtig für die Gnade entscheiden kann, so verläßt er die Schrift. Diese nennt die ganze Menschheit Fleisch und stellt sie als solche in vollen Gegensatz gegen Gott, den sie haßt. Luther sagt mit Recht: Wenn in uns auch nur noch ein Fünkchen wahrer Erkenntnis Gottes wäre, so wären wir ganz andere, als wir sind. Gewiß: Gott hätte an dem Rest des Guten die ganze Schöpfung wiederhergestellt und die Sendung Christi wäre unnötig. Bei den meisten Menschen geschieht nun nach der Erfahrung die Entscheidung *gegen* die Gnade – hier ist also der Wille *böse* – das wird er dann auch wohl bei denen sein, die sich *für* die Gnade aus sich selbst sollen entschieden haben. Wenigstens lehrt das die Schrift, die von *allen* Menschen sagt: *Niemand nimmt sein Zeugnis an!*

Wir haben vollen Ernst mit der Lehre aller großen Männer der Kirche zu machen, daß der Mensch ein Knecht seines Ichs und darum ein Knecht der Sünde sei, daß das Ich nicht anders kann, als es ist, d. h. es will nie was Gott will; und daß allein in einer allmächtigen Schöpfungstat Gottes die Seele und damit auch der Wille so erneuert werden, daß der Mensch Jesum Christum aufnimmt. Alle Vermittlungsphasen des Wissens und der Überredung bringen es nie zu einem wirklichen *Glauben*. *Dieser ist das Werk Gottes* – ein Werk radikaler Umschaffung des Menschen, eine Neugeburt.⁵

Wenn der Herr über die Juden klagt: „Ihr habt nicht gewollt,“ so spricht er allerdings sich selbst von aller Schuld frei und macht es den Juden zur Schuld, daß sie seine offenen Arme zurückgewiesen haben: *es war ihre eigene Tat*, die sie mit aller Lust begingen, ohne jeglichen Zwang – aber der Herr ist weit davon entfernt zu glauben, *daß sie auch anders hätten wollen können*, daß sie ebenso, wie sie ihn zurückgewiesen, ihn auch hätten annehmen können. Er weiß, daß sie aus böser *Naturart* als die Kinder ihrer Väter nichts anderes vermögen, als ihn und seinen Vater zu hassen. Ihr böser Wille, ihr Widerstreben ist ihre seit Jahrhunderten gepflegte und fortgepflanzte Art. Es wäre gegen die ganze Schriftlehre, gegen das Zeugnis des Herrn über sein Volk, wenn er der Ansicht wäre: sie hätten auch wollen können, sie hätten ihn auch aufnehmen können. Er nennt sie im Zusammenhang: Ottergezüchte, Kinder ihrer Väter – wie sollte er da meinen, sie hätten auch wollen können. Freilich nach dem „*liberum arbitrium indifferentiae*“ wäre dies möglich gewesen: die Juden hätten mit einmal rätselhaft umschlagen können und aus erbittertsten Feinden Jesu seine Freunde werden können, aus einer Schlangenbrut Kinder des Glaubens und der Liebe. Und dies durch einen Wechsel, wie an einem Tage auf Regen Sonnenschein folgen kann. Dieser mittelalterliche Willensbegriff ist sowohl der Schrift, als der antiken Welt überhaupt und vor allem der Reformation unbekannt. Nur der Wahn moderner Spekulation hat wieder diesen Willen aufgebracht, der aus dem Unbestimmten sich bestimmen kann, ja sogar sich aus der feindlichsten Opposition in die freundlichste Hingabe gleichsam – anders kann man nicht sagen – hinüberschwindeln kann. Es ist das eine Art von Selbstapotheose des Menschen. Gegenüber dem hat der Evolutionismus und Naturalismus sein volles Recht, der auf dem Boden der Wirklichkeit den Menschen an seine Armut und völlige Abhängigkeit erinnert.

5 „Die nicht aus Blutbewegungen, noch aus Fleisches Willen, noch aus Mannes Willen, sondern *aus Gott* geboren sind.“

Wie vielmehr sollten wir das auf biblischem Boden tun, wo uns der Mensch schon von Adam her als unter Sünde, Tod und Verdammnis verkauft gezeigt wird, wo alle Kreatur so unter dem geistigen Banne des Todes liegt, daß sie von Gott gar nichts mehr weiß und sich immer tiefer mit ihrer Anmaßung des freien Willens in das Gebiet der Finsternis hineinarbeitet, dem sie gleich bei ihrer Geburt verfallen ist. Der freie Wille haßt Gottes Gericht und ist zum Guten verdorben: damit mache man wieder vollen Ernst.

In Deutschland bestreiten bekanntlich die Lutheraner die Missouriier in Amerika, welche die Prädestinationslehre wieder aufgebracht haben. Aber der Kampf wird nicht mit ehrlichen Waffen geführt. Die Sache liegt so, daß in der Konkordienformel zwei Gegenströmungen sind. Einmal steht dieselbe ganz auf dem *servum arbitrium* von Luther, und dann will sie doch wieder die äußersten prädestinatianischen Spitzen abwehren. Leise sucht sie dieselbe zu mildern. So können sich zwei Parteien auf sie berufen, obwohl die Missouriier mit größerem Recht. Luthardt und Dieckhoff spielen nun aber ein doppeltes Spiel. Von ersterem ist es bekannt, daß er die relative Willensfreiheit des Menschen behauptet, wenn dieselbe auch nur dann erst geübt werden kann, wenn der Mensch von Gott stark beeinflußt worden ist. Mag diese Willensfreiheit noch eine so minimale sein, immerhin schöpft sie doch aus einer *eigenen*, dem Menschen gebliebenen Kraft. Von einem tun *dieser* Willensfreiheit kann man nur sagen, daß es die Gnadenwahl *bedinge* und einen Unterschied zwischen Mensch und Mensch begründe. Aber das wollen nun Luthardt und Dieckhoff nicht wahr haben. Sie sprechen von einem *Verhalten* des Menschen in der Bekehrung, welche nach Chemnitz ein Prozeß sein soll, der den Kampf zwischen Fleisch und Geist zeigt. Dieses Verhalten soll *allein* durch die Gnade *verursacht* sein. Ist es das, *so* kann es die Gnadenwahl nicht bedingen, *so* ist es kein tun des Menschen, welches einen Unterschied zwischen ihm und seinem widerstrebenden Bruder macht. Will man wirklich gegen die Missouriier einen Halt haben, *so* muß man in den Anfang der Bekehrung eine Mitwirkung des Menschen legen. Das weist man indessen ab und *so* ist nur Verwirrung vorhanden. Die Gnade soll die Alleinursache sein und doch soll sie widerstehbar sein. Wirkt etwas allein, *so* bricht und hindert es auch den Widerstand, ja dieser ist gar nicht vorhanden bei dieser souveränen Stellung der Gnade. Luthardt leistet einmal in diesen fortwährenden Widersprüchen den Satz: Allerdings kann *nichts* die Auserwählten aus der Hand Gottes reißen, doch können *sie selbst* abfallen. *Nichts – und dann sie selbst!*

Auch eine Gnadenwahl bedingt intuitu fidei ist nicht haltbar, weil ein bloßer logischer Umweg, da ja Gott den Glauben wirkt. –

Auf dem biblischen Boden muß man beides, die alles und allein wirkende Prädestination bekennen und daneben das Widerspiel einer Berufung vieler, die doch nicht zur kräftigen Bekehrung führt. Auf letzterem ruht der Ernst der Predigt und Ermahnung an alle Welt, die Prädestination aber gibt die Gewißheit, *daß Gott noch ein zweites tun muß in einer wahrhaftigen Sinnesveränderung*. Allgemeine und besondere Gnade lehrt die Schrift aufs deutlichste. Dies sagt auch Calvin: Wir sind eifrig, *jeden*, der uns begegnet, des Heiles teilhaftig zu machen. Aber unser Friede wird allein auf den Kindern des Friedens ruhen. Was also uns angeht, müssen wir die heilsame und ernste Bestrafung gegen alle anwenden, damit sie nicht verloren gehen und andere ins Verderben stürzen. Gottes Sache aber wird es sein, dieselbe fruchtbar zu machen an denen, welche er zuvor erkannt und zuvor bestimmt hat. Inst. III. 23, 14.

Die richtige Betrachtung einer Zeit.

Gottes Geist lehrt Prüfung der Geister und der Zeitepochen. Man erkennt die Zeichen der einzelnen Zeitalter. Der Christ ist berufen, ein Urteil zu fällen, ja er kann es allein. Christliche Heiligung hat mit Urteilslosigkeit nichts zu tun: der Christ fällt das schärfste und das mildeste Urteil.

Welches ist nun die richtige Betrachtung einer Zeit?

Es gehört mit zu den großen Mängeln der menschlichen Natur, daß sie nie über sich selbst zu einem klaren und stehen bleibenden Urteil kommen kann. Seitdem der Mensch seinen Schöpfer und damit den Ausgang und Zielpunkt seines Lebens verloren hat, ist er auch über sich selbst in einer fortwährenden Verwirrung begriffen. Wir kennen uns selbst nicht mehr. Darum ist auch unsere Wissenschaft über uns selbst, über die Geschichte unseres Geschlechtes, die Fortschritte und Entwicklung desselben, so etwas Schwankendes, in trügerischem Halblicht Herumtappendes. Der Mensch sucht die Wahrheit in den Wegen der Vergangenheit und Gegenwart, findet sie aber nur selten. Und selbst dann, wenn er die einzige Leuchte in die Hand nimmt, das Wort Gottes, irrt er eben mit diesem Worte, denn er vermengt es in einer ihm oft selbst ganz verborgenen Weise mit den Interessen seines von dieser oder jener Leidenschaft bewegten Herzens. Es ist der *gerichtliche* Charakter des Wortes Gottes, daß es dort, wo man Mißbrauch mit ihm treibt, nur die Dunkelheit vermehrt und den Menschen in seinen eigenen Gedankengängen als wie in dem verworrensten Labyrinth verstrickt. Es behält bei allem diesem Gericht, das es über viele ausübt, seinen heiligen und erleuchtenden Charakter – aber nur bei wenigen. Eine Beurteilung der menschlichen Entwicklung in ihrem jedesmaligen Stadium ist selbst an der Hand der heiligen Schrift eine sehr schwierige, *denn entnehmen wir aus ihr wirklich die richtigen Gesichtspunkte?*

Man kann deshalb nicht vorsichtig und zögernd genug in seinem Urteile über eine Zeit sein. Dies gilt namentlich auch für unsere Tage, wo die Wissenschaft es mehr und mehr zu ihrer Aufgabe macht, nicht nur den äußeren Gang der Geschichte, sondern vor allem auch die sittlich-religiösen Zustände in ihrer ganzen Eigenart bloßzulegen und uns die Vergangenheit in ihren lebhaftesten Farben vor die Augen zu rücken. Die Kulturgeschichte ist die Aufgabe der Gegenwart. Darin wird emsig gearbeitet, – mit dem Fleiße, der zu dieser allerschwierigsten Arbeit gehört. Studien in den kleinen Gebieten des Lebens sind nicht nur mühsam, sondern oft gar nicht möglich. Es ist kein Material vorhanden. Mit Mühe liest man nur zuweilen hier und da einzelne zerrissene Fäden auf, an denen weiterzuspinnen ist. Oft ist es aber auch die übergroße Fülle der Nachrichten, die uns zu keiner klaren Vorstellung kommen läßt. Die Kulturverhältnisse ändern sich oft im Laufe weniger Jahrzehnte sehr bedeutend. Eine weitaus schweifende Gegenwart kann sich kaum noch in eine beschränkte, eng umzäunte Vergangenheit zurückdenken. Der kurzlebige Mensch, von dem Zauber seiner Tage getäuscht, findet sich nicht mehr in die Art der Alten, und seien dies selbst nur seine Väter und Großväter gewesen. Wie weit liegen dieselben schon hinter ihm! Selbst der wissenschaftlich nüchterne und eingehende Forscher wird mit einer gewissen Bangnis das Bild der Vergangenheit hervorrufen. War es wirklich so? Wir haben eine Art von deutscher Kulturgeschichte von Scherr, doch hat er kaum mehr als den Kanon der Betrachtung: ob die Menschen roher oder etwas gesitteter waren, ob sie in starken geschlechtlichen Sünden lebten, ob viel pfäffischer Betrug und Lug regiert hat, ob die Sümpfe, in denen man wandelte, etwas mehr oder weniger tief waren. Eine heftige Erbitterung über das menschliche Geschlecht im allgemeinen, ein Widerwille namentlich gegen die Greuel der falschen Frömmigkeit, eine Lust unnatürliche Laster und himmelschreiende Grausamkeit an den Pranger zu stellen, ließ den Mann seine Farben mischen. Die Welt mag noch so sehr im Argen lie-

gen, *so sieht sie doch nicht aus*. So empfand nur der tief verbitterte Schriftsteller. Das Gegenteil ist Ranke in seiner meisterhaften Geschichte, diesem herrlichen Denkmal deutscher Klarheit und Forschung: er war eine feine, ästhetische, scharfsichtige und dabei *glückliche* Natur, er spiegelte die Welt ruhig und leidenschaftslos wider wie ein klarer Bergsee und stellte das Geschehene mit unvergleichbarer Sachkenntnis dar. Aber müssen wir nicht bei diesem Forscher-Genius sagen: er geht wieder auf der anderen Seite zu weit? Er fürchtet, wie es scheint, die Tiefen und Abscheulichkeiten menschlicher Verkommenheit, er schrickt vor ihnen zurück. Ob das nicht auch mitgewirkt hat bei seiner Abweichung von Tacitus, so wahr manche seiner Bemerkungen über diesen scharfen Zensor sein mögen? Er sagt in der Schilderung des entsetzlichen Elagabal, daß man dem Kaiser alle Laster nachgesehen, „aber es gibt doch auch in der Immoralität eine Grenze dessen, was sich die Welt gefallen läßt.“ Das gilt von Rom – es ist aber auch für Ranke sehr bezeichnend, der lieber an den Greueln vorbeigeht, statt sie auszumalen, und der nur wenn die Grenze kommt, dann sich zwingt, die tiefen Schäden aufzudecken. Weiter aber können wir fragen: ist der Gesichtspunkt Rankes überhaupt ausreichend, Weltgeschichte zu schreiben? Wir bezweifeln es, denn obwohl er sich als einen gut lutherischen Christen bekennt, ist seine Weltbetrachtung eine *unbiblische*, denn er zögert, um mich milde auszudrücken, Weissagung und Wunder zu glauben, und sucht überall, wo sie ihm entgegengetreten, Hilfe in der *psychologischen Erklärung*.

Wie verschieden ist wieder von Ranke der ultramontane Geschichtschreiber Janssen, der, schwärmerisch begeistert von dem erträumten Ideal eines mittelalterlichen päpstlich-kaiserlichen Reichsbildes altgermanischer Herrlichkeit, alles, was seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts geschieht, nach diesem nie dagewesenen Vorbilde beurteilt. Da fehlt aller wahrhaft historische Sinn, denn nie hat eine Zeit allein ganz recht und eine andere ganz unrecht, sondern vermengt und verworren liegen die menschlichen Dinge und bedürfen einer vorsichtigen Scheidung. Jede Schablone, die man von vornherein mitbringt, zerbricht. Die Welt, dieses unbändige rätselhafte Ding, läßt sich in kein Schema schlagen.

Können wir weder mit dem ungeschlachten Scherr, noch mit dem ästhetischen Ranke, noch mit dem ultramontanen Janssen uns vereinen, so werden wir am Ende sagen müssen: es bleibt nichts übrig, als die einfache Darstellung der Verhältnisse, wie sie waren, ohne persönliche Reflexion. Dies nimmt ja so manche Wissenschaft für sich in Anspruch. Aber es ist doch nichts anderes, als die Welt ohne Augen ansehen wollen, oder als sich in die Sterne versetzen, um von oben die Erde zu betrachten. Reine Wissenschaft, Entfernung aller Voreingenommenheit ist einfach – Schwindel. Es sind nur Träumer, die auf dieser einsamen Insel das Leben noch einmal anfangen. Und sie gefallen uns nicht einmal. Denn der persönliche Mensch verlangt überall nach persönlicher Betrachtung, und ist er weise, so weiß er, daß weder er noch sein Nächster sie irgendwo loswerden kann. Und diese *überall* uns beeinflussende persönliche Anschauung ist wieder eine volks- und genossenschaftliche – auch bei *unseren* Zeitgenossen mit ihrem alle Gemeinsamkeit auflösenden Individualismus. Wir bleiben doch Kinder unserer Zeit und singen ihr Lied mit, es gefalle uns oder nicht.

Es ist kaum möglich, einen Standpunkt zu finden, von dem man die Charaktere einer Zeit beurteilen soll. Ist es der moralische? Dann ist gleich der Einwurf da: *welche* Moral soll urteilen? Wie unsagbar falsch, langweilig, in öder Wiederholung geht die Geschichtsbetrachtung einer rationalistischen Moral einher. Die Manier dieser Richtung gibt Geschichtsbetrachtungen, in der eine wie die andere aussieht. Man merkt dieselbe auch in einer modernen Geschichte des Pietismus, wo nach ein paar Regeln und christlich-moralischen Gedanken die große Reihe der Persönlichkeiten, die zum Teil alle mehr inneren Reichtum und Empfindung hatten als der Darsteller, zugeschnitten werden. Von einer reichen, lebendigen und beweglichen Vergangenheit hat man zuletzt ein paar magere dog-

matische Sätze. Das ist gewiß keine Art Geschichte zu schreiben. Wir werden immer in der Schilderung des Heidentums (wo aber überall Religion und Sittlichkeit eng zusammenhing) die Entwicklung nach dem Verfall auch der den natürlichen Menschen noch irgendwie ausstattenden Sittlichkeit betrachten und danach ihren Wert feststellen – aber jeder weiß, wie schwierig hier die Dinge liegen und wie schon die einem Volke ursprünglich mitgegebene Allgemeinmoral und das wirksame Allgemeingewissen etwas sehr Verderbte sein kann. (Neuerdings hat man z. B. sehr energisch dagegen protestiert, daß die Zeit Neros ein *Sumpf* gewesen, auf dem gegen seine eigene Natur das Christentum gewachsen sei.) Womit indes keineswegs verneint ist, daß die Menschheit nicht von den grellsten Unterschieden auch der natürlichen Sittlichkeit zerrissen sei. Es gibt eine andere Beleuchtung, welche die großen Greuel der Menschheit als die Kennzeichen einer ganzen Epoche darstellt. Da spielen die Inquisitionstribunale und die Hexenprozesse eine erschütternde Rolle. Sie werden förmlich ausgebeutet, um ein Jahrhundert zu erniedrigen, damit die Gegenwart mehr glänze. „Solche Dinge seien bei uns nicht mehr möglich.“ Ein grausames rohes Gerichtsverfahren könnte aber vielleicht nur beweisen, daß die Menschen damals nicht die Nerven hatten, die wir besitzen. Und dann sind unsere Dynamitverbrechen ein solches Übermaß von Teufelei, Stumpfheit und Roheit, daß sie fast unerhört erscheinen. Weiter – welchen Vorzug hat eine überaus schlaaffe Behandlung der Angeklagten vor einer überaus strengen? Die Menschheit taumelt immer in Gegensätzen einher und übertreibt es bald in Strenge, bald in Weichlichkeit. Daher kann man keinen Maßstab nehmen. Am wenigsten aber aus dem Selbstruhm eines Jahrhunderts, mit dem sich dasselbe als das fortgeschrittenste betrachtet und auf die alten Zeiten herabblickt. Es hat zu allen Zeiten geistreiche und moralische Menschen gegeben, sagt Ranke. Welch ein eitler Ruhm ist es z. B., wenn ein Jahrhundert von einer besonderen *Weltanschauung* sprechen will, die merkwürdig große Unterschiede mit der Gedankenwelt der Vergangenheit, etwa mit der des 15. und 16. Jahrhunderts, ausweise. Es ist schwer verständlich, wie immer noch verständige Menschen auf den trockenen Bissen von einer besonderen Weltanschauung anbeißen. Ein Jahrhundert, da; nichts ist als der flüchtige Moment einer großen Äonenreihe, soll eine *besondere* Weltanschauung haben? Nach dem Lauf vieler Jahrhunderte und mühsamer Forschung bringen wir es etwa zu einer *Weltahnung*, zu einer matten Vorstellung von dem Großen der daseienden Dinge, aber zu einer Weltanschauung – das Wort erinnert zu sehr an den Stolz des Menschen!

So in der Menge der Ansichten herumgreifend, suchen wir nach einem festen Halt und da bietet sich uns der einfache Satz: *eine Zeit ist dann eine vor anderen glückliche und gesegnete, wenn in ihr viele Gemüter sich finden, in denen die erste Tafel des Gesetzes Gottes zur Geltung gekommen ist.* Eine Zeit reich an Menschen, die vor Gottes Majestät erschrecken und nach seiner Gnade verlangen, übertrifft alle anderen Zeiten. Aus dieser Stellung zu Gott wird dann von selbst das Leiden für Gottes Ehre folgen: das Martyrium; und wir sagen weiter: *eine Zeit reich an Märtyrern der Liebe zu Gott* verdient den Kranz der Ehren vor allen anderen Stadien menschlicher Entwicklung. Der angegebene Kanon muß für jeden, der nach der Schrift und nach dem Bekenntnis der Reformation die Welt richtet, unantastbar sein. Nach ihm haben viele Epochen der Vergangenheit einen bedeutenden Vorzug vor der Gegenwart, in der wir leben. Es ist bekannt, wie sehr die Reformatoren über ihre Zeit klagen. Nicht nur Luther, sondern auch Calvin. Auch dieser meinte oft, in dem unglücklichsten aller Jahrhunderte zu leben. In diesem Sinne schrieb er einmal auch an den Herzog von Sommerset. Man hat die Reformatoren mit diesen ihren Klagen gegen sich selbst ins Gefecht geführt. Man hat sie mit ihren eigenen Worten verdammt. Dann hat man die verwüstenden Folgen der Reformation aufgezählt, die schließlich ihre glücklichen Anfänge in der Versumpfung am Schlusse des Jahrhunderts kläglich ausgehen sieht. Ich finde die Apologetik nicht glücklich, die die traurigen

Zustände im 16. Jahrhundert besser machen will, als sie waren. Es ist das auch gar nicht nötig für die Reformatoren. Sie haben einfach und lauter das getan, was sie mußten: sie haben Gottes Wort in eine verdorbene Welt hinein geworfen und da hat sie selbst den kümmerlichen gesetzlichen Halt noch verloren, den sie bis dahin hatte, und ist ganz in Auflösung hineingeraten. Nicht was aus der Welt wird, ist die Hauptsache – auch nicht was aus mir wird – sondern: was verlangt die Ehre Gottes und seines Wortes. Wir können nach der neuesten Darstellung von Egelhaaf in seiner Geschichte des Reformationszeitalters sagen: die Zustände in Deutschland vor der Reformation waren auch elend nach dem, was eine *moralische* Betrachtung so nennt – und wir können Janssen in manchem recht geben, daß es trostlos in Deutschland nach dem Tode Luthers und selbst auch bei seinem Leben aussah: *aber was beweist das?*

Mitten in den Trümmern einer untergehenden und in den jämmerlichen Anfängen einer neuen Welt stehen die vielen, ja unzählbaren Männer Gottes, die Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten und in Wahrheit „Leib, Gut, Kind und Weib“ für ihn opfern. Eine große, herrliche Zeit, durchtönt von den Klängen einer Harmonie, die vom Himmel auf die Erde rauscht. Nach diesem Gesichtspunkt schreibe man Geschichte und Kulturgeschichte und feilsche nicht um die so schwierigen Detailfragen nach dieser oder jener großartigen oder *geringen Welterneuerung* auf den sittlichen Gebieten. Wir wissen, sie hat nicht gefehlt und konnte nicht fehlen. Luther faßt einmal die *doppelte* Eigentümlichkeit seiner Zeit so zusammen: „Es ist schon eine sehr große Bewegung in der Welt durch das offenbarte Wort. Sie knackt sehr, hoffe ich, sie werde brechen durch den jüngsten Tag, den wir erwarten. Denn alle Laster werden jetzt für gute Sitten gehalten und wollen nicht gerügt werden; wiewohl es nun höflicher und besser steht, denn vor zwanzig Jahren. Es hat nun viel feiner Leute und auch viel feiner Schulen, wo Jünglinge unterrichtet werden. Wir haben gottlob neue Universitäten, welche das Wort Gottes angenommen haben. – Das Wachstum der Schulen ist eine Frucht des Wortes und sie sind Lehranstalten der Kirchen. Wenn diese gefördert werden, so soll es, ob Gott will, viel höflicher stehen.“ Zwingli sagt einmal: „Von vielen kann ich in Wahrheit behaupten, daß sie herrlich zunehmen (Gott sei dafür gedankt) in Liebe zu Gott, in Friede mit dem Nächsten, in der Erkenntnis des Evangeliums, in einfältigem Wandel, in göttlicher Weisheit, in Beiträgen und Hilfeleistungen an die Armen, in Demut, im Verzeihen den Feinden, im Eifer für die Lehre Christi, in Teilnahme für die Gefangenen Christi und in Sorge für die ganze christliche Gemeinde. Es stirbt in ihnen die Selbstsucht von Tag zu Tag, dagegen wird Gott in ihnen um so mächtiger.“

Neben diese Erfahrung des Zürchers tritt die unvergleichliche Erscheinung Genfs, die uns fast zu viel Sittenstrenge zeigt. Man lese die Geschichte des häuslichen Lebens von Coligny und man wird ein Bild wahrer Frömmigkeit finden, wie es der Romanismus gar nicht kennen kann. Aber ich lege darum hierauf keinen *zu großen* Nachdruck, weil auch die gezuchteten Geister der Reformation immer das bleiben, was sie selbst von sich sagten: „mit Sünden befleckt“, und weil man mit den Beweisen aus diesen Gebieten nicht weit kommt: *sie haben für Gottes Ehre und Wahrheit gestritten: das genüge uns.*

Unsere Theologie liebt so sehr die sittliche Betrachtung. Man wird fast müde an dem ausgedroschenen Stroh: sittlich-religiös. Aber eine sittliche Betrachtung wird immer von dem Fluch des Paradieses gehemmt sein und in einer Verwirrung bei dem Wissen von gut und böse enden. Auch tritt ihr, wenn auch nur mit kümmerlichem Recht, das Wort von Lange entgegen in seiner Geschichte des Materialismus: „Wir wissen, daß Glaube und Unglaube im Verhalten der Menschen im großen Ganzen und soweit es äußerlich in auffallenden Handlungen zu tage tritt, keinen irgend merkbaren Unterschied macht.“ Auch kann die sittliche Betrachtung weder die Schrift noch die Reformatoren

verstehen. Die Schrift hat Helden des *Glaubens* und eine Heiligung *im Glauben*. Nichts anderes hat die Reformation. So wenig wir aber die Geschichten der Genesis oder der ganzen Schrift nach Moralität verstehen können, so wenig in dieser Weise die Reformatoren.

Es ist nicht zu sagen, welchen Schaden die moralische Betrachtung der Schrift und der Reformationszeit gebracht hat. Zöckler bewundert die Auslegung der Genesis durch Luther, aber er meint ihm doch nicht in den bedenklichsten Partien folgen zu können. Warum nicht? Weil ihm eine falsche moralische Betrachtung noch anhängt und er nicht die tiefen Wege des Elendes geführt ist, die die Erzväter und die Luther gehen mußten – *und in denen sie mitten in aller Befleckung doch glaubten*. Ein Weg im Glauben und ein moralisches Leben sind himmelweit verschiedene Dinge. Wir können etwa noch ein Weltkind begreifen oder einen Mönch, aber die Kreatur Gottes ganz menschlich und ganz göttlich zugleich verstehen wir nicht. Ein System der Ethik auf Grund der Schrift halte ich für eine Unmöglichkeit. Denn jede logisch geordnete, moralisch gerichtete Betrachtung zerstört *das Geheimnis* der wahren Heiligung, die eben nicht ein Gegenstand der zugeschnittenen Beschreibung ist, *sondern überall geheimnisvoll, verborgen, anstößig und seltsam*. Es heißt da: Der Wandel ist gut, aber der Gang ist schlecht. Die Gerechtigkeit der Gläubigen kann gesehen und dann doch wieder mit tausend Gründen bestritten werden, denn es bleibt hier alles unter den heillosen Verwirrungen einer ungeordneten Welt der Eitelkeiten, die niemand tiefer beschrieben hat als der Prediger Salomonis. Dogmatik und Ethik sind gewiß notwendige Fächer, aber man soll um alles nicht glauben, *daß man damit das Leben und die Wirklichkeit gefaßt hat*. Köstlin hat einmal gesagt: „Luther war eine dämonische Natur.“ Ich halte den Ausdruck nicht für glücklich. Er wollte damit das Gewaltige und Rätselhafte seines Wesens bezeichnen. Warum ist uns aber Luther vielfach rätselhaft, warum so viele Ausdrücke, die uns alles Maß zu überschreiten scheinen, warum zuweilen offenbare Zugeständnisse an sittlich verbotene Dinge? Weil in seiner Seele das Gebot des Glaubens ringt mit dem Gesetz und dieses Gesetz nicht überwinden kann als in dem, daß es scheinbar übertreten wird. Das Gesetz des Geistes des Lebens, das in Christo Jesu ist, machte ihn frei von dem Gesetz der Sünde und des Todes.

Melanchthon wird todkrank durch die Geschichte mit dem Landgrafen, Luther bleibt nicht nur selbst fest, sondern rettet auch noch den Freund aus der Nacht der Verzweiflung. Ich sage es in aller Bescheidenheit – wir kleinen Geister sollten es aufgeben, nach moralischen Empfindungen die Stellung und den Kampf der Glaubenden begreifen und verteidigen zu wollen. Geben wir die Ärgernisse Luthers ruhig an die Römischen preis – der Mann wird in *deren* Schmutze nicht befleckt. Sie selbst richten sich nur mit ihrer Moralität, die Gott nicht kennt.

Welch ein Verlangen nach Gnade durchzieht die Reformationszeit: darin ist sie heilig und groß. In öden Ruinen blüht die Rose von Saron. In wunderbarer Weise sind die Gemüter darauf vorbereitet, wie uns die Jugendgeschichte des Superintendenten Myconius in Gotha beweist. Welch eine Macht des Lebens, des heiligen Geistes ausgegossen über die verfinsterte Welt! Und gehen wir an den Schluß des Jahrhunderts und schauen einen Augenblick den Heldenkampf der Niederländer an, so müssen wir sagen: Wie namenlos unglücklich war die damalige Zeit und doch wieder wie überreich von den großartigsten Beweisen des inneren Lebens. Einmal ist ein Holländer verurteilt, in einem Sacke in einen Fluß geworfen zu werden. Bis an den Rand des Flusses disputiert er aufs lebhafteste mit seinen Feinden darüber, daß die evangelische Wahrheit gewiß und unumstößlich sei. Eine solche Zuversicht lebte in den Seelen. Wilhelm von Oranien, nach meiner Auffassung ein Mann der großartigsten Aufopferung für sein Volk, dem selbst seine letzte Bitte noch gewidmet war, wird von anderen zum Heuchler und Egoisten gemacht. Sollen wir noch an die Fahrten der Puritaner übers Meer erinnern, und wie das erste ist, was sie tun, als sie die unwirtliche Küste betreten,

daß sie den Sonntag heiligen und damit diese heilsame Ordnung den Freistaaten von Amerika einprägen. Wer ist nicht erschrocken über die Bilder des unsäglichen Leides im dreißigjährigen Kriege, und mit Recht erschrickt man über diese Verwüstung des Landes, die grade so nach dem Segen der Reformation folgt, wie es einmal Jesaja (Kap. 6) für seine Tätigkeit geweissagt war; aber man sehe in diese düstere Zeit hinein und man wird eine Anzahl ausgezeichnete Fürsten finden, die wahrhaft gottesgelehrt sind und in dem wilden Sturm des entsetzlichen Grauens noch zu retten suchen, was sich retten läßt. Hat nicht ein Paul Gerhardt sich aus diesen Schutthaufen als jubelnde Lerche erhoben?

Gewiß – äußere Ruhe und Wohlordnung, Fortschritt der Kultur und Wohlhabenheit, ein mächtiges deutsches Reich sind noch keine Beweise einer besseren Zeit: eine Zeit ist nach göttlicher Anschauung eine friedvoll heimgesuchte und begnadigte, wenn man ergriffen wird von Angst um seiner Seelen Seligkeit und um diesen hohen Preis die Sichtbarkeit mit ihren wertvollsten Gütern preisgibt.

Der Anfang des 18. Jahrhunderts ist ausgezeichnet durch die hellleuchtenden Taten der Waldenser, Wallonen, Franzosen und Salzburger, welche in einer glorreichen Flucht ihre grausame Heimat verließen. Man gedachte neulich der Aufhebung des Ediktes von Nantes und des sich daran anschließenden Refuge. Welch eine Aufopferung bei diesen Flüchtlingen, die nur, um eine evangelische Predigt anzuhören oder die Psalmen Davids singen zu dürfen, unter tausendfachen Gefahren über die bewachten Grenzen drangen.

Sind das nicht geweihte Zeiten gewesen? Und welchen Segen hat Preußen von den Tränen der Réfugiés empfangen, die der große Kurfürst noch als seine Kinder auf seinem Sterbebette bezeichnete! Die Franzosen erschranken, als sie in der Liste der preußischen Generale von 1870 so viele französische Namen fanden.

Aber deucht es uns nicht wie ein Märlein, daß einmal 300.000 Menschen um ihres Glaubens willen den Wanderstab ergriffen?

Es scheint, als ob jedes Jahrhundert an seinen Wurzeln immer von einem besonderen Ausfluß göttlicher Gnade gezeichnet werde. So auch das unsrige. In Elberfeld kam einmal in den dreißiger Jahren ein Mann ganz ermüdet zu einem Pastor – er war Tag und Nacht von Nassau hergelaufen –, um denselben zu fragen: Was muß ich tun, daß ich selig werde? In dieser Weise ging damals ein mächtiger Zug durch die Welt, den auch die Mission unter den Heiden verspürte. Freilich, er erlosch bald – nicht ohne große Schuld einer Theologie, die bald mit Hegel, bald mit Schleiermacher, bald mit Strauß entehrende Vereinigung suchte, auch ohne tiefere Einsicht darin war, wie weit der seit unserer klassischen Literatur sich ausbreitende Abfall unseres Volkes von Gott und seinem Evangelium sich schon festgesetzt hatte. Viel zu bereit, leichtlich den Schaden Israels zu heilen.

Und kommen wir nun in die Ausschau auf die letzten Jahrzehnte deutscher Geschichte, so enthalten wir uns mit Absicht jeglichen eigenen Urteils und fragen nur bei voller Wertachtung vor dem nach elender deutscher Zerrissenheit erstandenen Reiche mit seinen von Gott bis heute erhaltenen Säulen, mit seiner wunderbaren Auferbauung durch rätselhafte Siege, die auch gegen Rom das Evangelium der Reformation behaupteten, mit dem uns noch stets erhaltenen unvergleichlichen Besitz der Bibel in unseren Volksschulen – bedeckt nicht eine allgemeine Gleichgültigkeit und Stumpfheit die Forderungen der ersten Tafel des Gesetzes? Sind wir noch einer tieferen Begeisterung und Aufopferung für Gottes Ehre fähig? Leben wir nicht so schnell, daß wir kaum mehr Zeit haben, über diese entscheidenden Dinge auch nur noch nachzudenken?

Unser Jahrhundert sah einmal ein kleines Martyrium in den Leiden und der Auswanderung der Altlutheraner, doch will man das auch vermindern. Und als das Vatikanum den deutschen Bischöfen die Gelegenheit eines Leidens bot, zogen auch solche, die dreißig Jahre Kirchengeschichte studiert hatten und nirgends die Unfehlbarkeit gefunden, es vor, dem, was sie verwarfen, sich zu unterwerfen!

Ist unserer Zeit ein heiliges Martyrium für das höchste Gut bekannt? Wenn aber nicht, was werden wir über sie urteilen müssen?

Eine Salonfeder hat jüngst in der Beurteilung der Gedichte Geroks gesagt: „Die religiösen Fragen haben aufgehört, für uns Lebensfragen zu sein.“

Ich glaube nicht, daß der Mann irrt. –

Hätte ich die Fähigkeit, so möchte ich wohl einmal eine Kirchengeschichte schreiben, wie die Schrift sie geschrieben hat: da sind entweder Menschen, getragen von heiligem Geist, aber wirkliche Menschen, Sünder und Elende, oder es sind Heuchler und Schablonenmenschen da, die nach einem Gesetz ihrer Phantasie lebten. Unsere Geschichtsschreibung hat eine Schublade voll christlicher Phrasen und damit zeichnet sie Menschen, die entweder als Geschöpfe Gottes unbeschreibbar sind oder in derselben unwahren Form gelebt haben, in der sie beschrieben werden. Luther stellt den Kanon für Kirchengeschichte auf (es ist aber noch keine darnach geschrieben worden): „Die Väter haben ein groß Ansehen und Schein gehabt ihres guten Wandels und strengen Lebens halben: mit Fasten und Wachen haben sie hervorgeleuchtet und sind vortrefflich gewest. Es müssen auch solche Leute sein: denn es muß da sein entweder ein Schein und Glanz wie von Heuchlern, oder ein rechtschaffen Wesen, so von Herzen gehet, wie der großen Helden, die Gott erweckt.“

Moderne Weltanschauung.

Bekannt ist, wie groß heute der Ruhm der modernen Weltanschauung ist. Überall wird von ihr gesprochen als von einer Macht, vor der man sich beugen muß.

Mit ihren großartigen Erfindungen, mit ihren Denkformen habe diese moderne Weltanschauung eine Menge alter Anschauungen entfernt, und so weit die christliche Wahrheit mit diesen Anschauungen zusammenhänge, sei auch diese durch die Entdeckungen unseres Jahrhunderts wesentlich verändert worden und könne sich nur mit großen Einbußen halten und unserem Geschlecht noch dienstbar sein. Zunächst ist bei diesem lauten Geschrei von der modernen Weltanschauung diese Beobachtung eine sehr auffallende, daß nicht allein unser Jahrhundert, sondern schon viele vorhergehende Jahrhunderte sich mit dem Ruhme einer besonderen, die alte Zeit überflügelnden Weltanschauung getragen haben. Die Menschheit, die mit der Entdeckung einer Reihe von wichtigen und das materielle Leben beeinflussenden Gesetzen in der Gegenwart allerdings etwas Neues ans Licht gefordert hat, treibt doch darin nichts Neues, daß sie sich in ihrem jetzigen Stadium der Entwicklung ganz besonders verherrlicht und auf alte Zeiten verächtlich herabblickt. Im Gegenteil; man kann nachweisen, daß fast jede Epoche der Menschheit, die unter irgend einem Zauber, unter irgend einer Bewunderung erregenden Beeinflussung stand, sich auf einer Höhe befand, die sie die Vergangenheit gering anschlagen ließ.

Diese Erkenntnis hat das Gute, dem Taumel der Gegenwart ruhig gegenüber zu stehen und in den pochenden Lärm von nagelneuer Weltanschauung und großartigen Fortschritten der Gegenwart nur das alte tun der Menschheit zu erkennen, welche bei jedem Funde, den sie aus dem unendlichen Reichtum der Weltweisheit sich aneignete, ein neues Loblied über sich selbst anzustellen bemüht war.

Man gehe vier Jahrhunderte zurück und versetze sich in die Begeisterung und den hohen Schwung der Humanisten, denen eigentlich nichts Neues, sondern nur die lange vergessene schöne Welt des Altertums sich auftat und die nun geweckte Sinne für das Schöne und Edle bekamen – und man wird sie von ihrem Jahrhundert der „Wiedergeburt“ so überschwenglich schwärmen hören, als wäre bis dahin eitel Nacht das Erbe der Nationen gewesen. Das Reformationszeitalter brachte dann allerdings etwas ganz Neues, aber es waren doch nur die schwärmerischen Erscheinungen, die es mit hervorrief, die dieses Neue ohne alle Beziehung mit dem Altertum hochheben wollten und in einem wilden Sturm der Begeisterung dafür eiferten. Die Reformation wollte nichts als die Wahrheit der Apostel wieder erneuern; eine große Zahl ihrer Zeitgenossen mahnte in einer völlig neuen Welt zu leben, die nun alles im Grunde umgestalte. Man hat sich in diesem Jahrhundert der tiefsten Erschütterungen vielfach auch so gebärdet, als ob jetzt erst die Geschichte beginne. Und wirklich war eine Befreiung von einem Jahrhunderte lang getragenen Joche geschehen, aber die wilden Auswüchse, die schwärmerischen Neugestaltungen zerstörten sich doch zuletzt selbst und nur die konservativ an das apostolische Zeitalter und lautere Stimmen der Kirchenväter anknüpfenden Richtungen bildeten wirkliche kirchliche Gemeinschaften und neue reformatorisch gestaltete Staaten. Aber das möge man ins Auge fassen: gerühmt haben sich im 16. Jahrhundert blinde von dem Neuen be rauschte Eiferer ebenso der einzigen Gegenwart, wie es jetzt die Modernen über unser Säkulum tun.

Und als nach den Ruinen des dreißigjährigen Krieges und den Bürgerkriegen Frankreichs sich das glänzende Königtum Ludwig XIV. aufbaute und in Verfassung und Pracht alle Welt in seine Anbetung zog, hat man da nicht überall, am meisten in der kleinlichen deutschen Nachäffung, in dieser

berückenden Erscheinung etwas Unerhörtes gesehen? Die Verehrung dieser Zeitepoche war eine so maßlose, daß nichts über das Versailler Vorbild ging.

Jedermann kennt das Selbstlob der Periode der Aufklärung. Es war in seiner Unverschämtheit himmelstürmend. Der Bruch mit allem geoffenbarten Worte und allem väterlichen Glauben riß die Menschheit in den tollsten Strudel der eigenen Systeme hinein, die sich bald so bald so gestalteten. Man versteht es nicht, wie man sich von dem heutigen Ruhm der modernen Weltanschauung betören lassen kann, da das vorige Jahrhundert nicht minder stolz auf sich war. Und in unserem Jahrhundert selbst? Was trieb man, als die Zeit Hegels war, des Mannes, der jetzt schon zu den Vergessenen oder zu den hart Getadelten gehört? Es war ja ein wahrer Hexentanz, in dem sich Deutschland drehte.

Seit vierzig Jahren hat nun die moderne Naturwissenschaft das Wort, weil sie eine Reihe von den wertvollsten Entdeckungen gemacht hat und mehr als je das Naturgesetz angebetet wird. Der materielle Mechanismus, die gesetzliche, streng notwendige Entwicklung beherrscht die Gedankenwelt und dies auch auf dem sittlichen Gebiete, auf dem alles ebenso in dem Geleise einer Entwicklung gehen soll, die man begreifen kann.

Diese modernen Theorien, die sich ganz befriedigt fühlen in der Betrachtung des rein Natürlichen, des Experimentellen, des nur sinnlich Wahrnehmbaren werden nun bekanntlich ebenso in den Himmel gehoben, wie dies in früheren Jahrhunderten von anderen Gedanken geschehen ist. Aber wir können im Vergleich mit der Vergangenheit und dem stets gleichen tun der Menschheit sagen: der laute Ruhm war nie ein Beweis der Wahrheit und nie ein Beweis des Bestandes.

Wo die Menschheit sich am lautesten rühmte, hat sie gewöhnlich am tiefsten sich geirrt. Der Nüchterne wird sich nicht verführen lassen.

Es ist doch ein sehr stolzes Wort: Weltanschauung. Man kann auf dem Dach eines Hauses oder der Spitze eines Turmes stehen und über eine Stadt eine gründliche Übersicht gewinnen, man kann sich von ihr ein sicheres Bild einprägen – aber was ist der Mensch, daß er über eine ganze Welt sollte eine Anschauung gewinnen! Die kümmerlichen Vorstellungen, die die Wilden über die Welt besitzen, und die sie in ihren ärmlichen Kreisen oft recht komisch sich zusammenstellen, können sich zu der reichen Idee des Ptolemäus erweitern und noch mehr sich in dem System des Kopernikus vollenden – aber haben wir damit wirklich eine Weltanschauung gewonnen? Es ist wahr; uns gilt die Erde als ein kleiner Stern inmitten von ungezählten großen und größeren, unsere Heimstätte ist keineswegs der Weltmittelpunkt nach räumlicher Betrachtung: wir vornehmen Geister wohnen auf einem sehr kleinen Planeten. In einer zwar unendlich erscheinenden, aber weil materiell, so doch beschränkten Welt fliegen wir rasend schnell dahin; ein etwas Taumel bringender Gedanke, wenn man ihn durchdenkt. Haben wir aber mit dieser astronomischen Erkenntnis wirklich eine andere Weltanschauung? Zunächst bleibt die große Masse der Menschen in der mit den Augen gegebenen Vorstellung hängen, wie sie Himmel und Erde vor sich hat, und auch der wissenschaftlich gebildete Mann kann sich so schwer von dieser unmittelbar sich aufdrängenden Lage der Dinge losreißen, daß er mit seinem tiefsten, reflexionslosen Empfinden darin stehen bleibt. Seine astronomische Erkenntnis wird keine Vorstellung seines inneren Lebens. Und selbst, wenn er sich immer in diesem Gedankenkreise hielte, er brächte es doch zu keiner von dem Unwissenden ihn trennenden höheren Weltanschauung – nicht nur darum, weil auch die beste Astronomie noch unbekannte Sonnenzentren kennt und auch nur ein anfängliches Buchstabieren über die Sternmajestäten ist, sondern vor allem darum, weil es die Schranke der endlichen Vernunft bleibt, welche wohl von dem Ganzen der Welt in dem Fortschritt der Forschung etwas ahnt, aber es nie anschaut und gleichsam gegenständ-

lich vor sich hat. Selbst den Fall gesetzt, daß die Wissenschaft das Ganze der Schöpfung einmal aufzeichnen könnte; indem sie auf dieses Bild hinblickte, hätte sie keine Anschauung, denn für immer wird der Kreatur der durchschauende, alles in seinem Zusammenhange erfassende Blick fehlen. Wir bleiben nicht nur Stümper des Wissens, sondern sollen vor allem Menschen von der Erde bleiben, die in der Herrlichkeit der Schöpfung mehr anbeten als spekulieren.

Eben darum ist der Reichtum der Daseinsformen ein so unermeßlicher, daß der Mensch nicht vor ihnen, sondern vor dem, der sie erschaffen, in den Staub sinke und seine Unwissenheit und Ohnmacht erkenne.

Wer nun vor der Schöpfung verstummt, der spricht nicht mehr rühmerisch von der modernen Weltanschauung, sondern weiß, daß, wenn Knaben am Meere Gruben bilden, sie damit nicht das Meer ableiten können.

Mit etwas wenig Tapferkeit würde uns die moderne Weltanschauung nicht mehr so sehr imponieren, sondern wir würden darin auch nur ein Stückwerk erkennen.

Zumal mit unserem christlichen Glauben hat diese Anschauung gar nichts zu tun, denn ob die Erde klein geworden ist, so ist damit ja nicht ihre Bedeutung aufgehoben. Denn schon auf der Erde selbst war das Kleine stets das Bevorzugte, wie Judäa und Attika und das elende Städtchen Wittenberg beweisen. Ein materieller Maßstab ist ein sehr geistloser. Äußere Größe oder Kleine ist vor Gott bedeutungslos. Er kann einen unerforschlichen und ungenossenen Reichtum von Gestaltungen ins Leben rufen und allein eine derselben zur besonderen Stätte seiner bevorzugenden Offenbarung machen. Für wen ist die ungezählte Tierwelt des Meeres da, für wen verblühen die herrlichsten Pflanzengebilde in den Tropen? Scheinbar nutzlose Verschwendung überall, eine Ausschüttung von nicht gesehenen und nicht gebrauchten Gaben. Alles an seiner Stelle, aber doch nur die Fülle eines großen Fürsten, der an der unendlichen Mannigfaltigkeit seine Freude hatte. Darum soll uns die kleine Erde dennoch der Mittelpunkt bleiben, und wir lassen uns nicht durch die hohen Worte der Aufgeblasenheit irre führen, die wunderswelche große Vorstellungen in ihrem Gehirn herumträgt. Am Staube bleibt auch der Philosoph und Naturforscher hängen und weiß sehr wenig.

Als eine Eigentümlichkeit der modernen Weltanschauung wird hervorgehoben, daß dieselbe alle Geschehnisse in ihrer gesetzlich geordneten Entwicklung begreifen wolle. In allem lebt das konsequente, unabänderliche Gesetz! Aus kleinen Anfängen entwickelt sich alles in steter Folge von Ursache und Wirkung.

Was wir nicht in diesem Zusammenhange darstellen und begreifen können, weisen wir zurück.

Auf dieser Grundlage werden dann Weissagung und Wunder bestritten.

Es sollen unverständliche Ausnahmen sein.

Es ist allerdings eine merkwürdige Erscheinung, daß von Anfang an die Menschheit Wunder und Weissagung nicht nur glauben konnte, sondern auch ängstlich suchte. Man wollte diese geheimnisvollen Ereignisse – seit Mitte des vorigen Jahrhunderts will man sie durchaus nicht, und bekämpft und verlacht sie, wo sie geschehen sein sollen.

Nach einer wahren Wundersucht, die allen Jahrhunderten eigentümlich war, zeigen allerdings die letzten hundert Jahre einen auffallenden Protest gegen alle Wunder. Hängt das allein mit der fortschreitenden Naturerkenntnis zusammen? Nein, diese ist allein die äußere Täuschung, mit der sich der Mensch darüber betrügt, daß er über der Macht des Sichtbaren das Unsichtbare überhaupt verloren hat. Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sich allerdings in einer so noch nie dagewesenen Weise der Menschheit der Wahn bemächtigt: es gebe kein Unsichtbares. Dieser Wahn hat seine

Nahrung in der fortschreitenden Erkenntnis des Reichtums der Naturwelt gefunden. Aber er selbst liegt tiefer und bestimmender für das Wollen der Menschen als die Versenkung in die Kräfte der Natur.

Es ist allerdings geradezu ein furchtbares Phänomen, daß die Masse der Menschen in der Gegenwart ebenso jedes Unsichtbare wie das geheimnisvolle wunderartige Eingreifen desselben in dieser Welt ableugnet.

Die Geschichte aller Religionen, aller Irrtümer und aller Wahrheiten der Menschen weist überall den Glauben des Unsichtbaren auf: es ist ohne Frage ein Beweis, daß wir dem Ende der Dinge sehr nahe sind, daß in einer meerartigen Ausbreitung dieser Glauben bis in die tiefsten Wurzeln des Herzens geschwunden ist.

Will die moderne Weltanschauung auf diese Tatsache als eine Errungenschaft hinweisen, so haben wir sie einfach einzugestehen; nur die Torheit müssen wir zurückweisen, als ob die Naturwissenschaften diese Tatsache geschaffen haben. Sie haben ihr nur gedient. Sie ist älter als die Naturforschung. In der Freude an Gesetzen hat schon Aristoteles und später Keppler und Newton gelebt: unsere großen Entdeckungen sind nur der Vorwand, um einer inneren ein Jahrhundert lang entstandenen Entfremdung von Gott den Vorwand zu geben.

Haben den Alten ihre Gesetze nicht im Wege gestanden, Wunder und Weissagung zu glauben – sie werden auch uns nicht im Wege stehen, aber was uns Modernen an der Seele nagt, ist die gänzlich geschwundene Furcht vor dem Unsichtbaren.

Mit dieser unleugbaren modernen Erscheinung haben wir in Weisheit zu rechnen, und nicht etwas heute erzwingen zu wollen, wozu der Boden fehlt, und was wie es ein Gericht Gottes bewirkt, so allein durch eine große Tat der Erbarmung wieder beseitigt werden kann.

Trotz des modernen Unglaubens bleibt die einzig richtige Betrachtung der Welt, die einzige Weltanschauung *diejenige der Gerechtigkeit*. Nicht große Systeme, nicht Gedanken über die Zusammenhänge der Dinge sind das Entscheidende, sondern die Frage: wie ist der Mensch gerecht, wie steht er dem Gesetze Gottes gegenüber?

Von Anfang der Welt bis jetzt ist sich darin die Menschheit gleich geblieben, daß sie sich nicht hat von der Verpflichtung des Gesetzes losringen können. Sie muß sich mit dem Inhalt des Gesetzes beschäftigen. Nicht, daß sie das Gesetz tut, aber sie kann es nicht loswerden. Das ist und bleibt der eigentliche Mittelpunkt aller Weltbetrachtung. Von Abraham, welcher lediglich glaubte, um gerecht zu sein, bis auf die dünne und fadenscheinige Moral der Pessimisten bleibt das Gesetz das eigentliche Thema der Weltgeschichte. Das berührt den Menschen in seinen innersten Bedürfnissen. Da regt sich die Schuld und die Bemühung der Rechtfertigung. Der größte Bezweifler der ersten Tafel kann sich doch nicht lossprechen von irgend einer und sei es noch so matten moralischen Pflicht. Die moderne Welt bewegen dieselben uralten Fragen der Gerechtigkeit, die schon die ersten Väter fesselten. Davon ist ja der erbitterte Parteikampf der größte Beweis, denn einer streitet dem andern sein Recht, seine Wahrheit, seine Ehrlichkeit ab. Je wütender und fesselloser sich alles zerreißt – und dies, was früher nicht so der Fall war – in einem offenen, gleichsam gegen den Himmel brandenden Streit, um so mehr liefert man den Beweis, daß man die Forderungen der Gerechtigkeit mit ihren tiefen Stacheln fühlt. Ob man auch immer in seiner Blindheit die Schuld des Elendes bei anderen sucht, ob man sich ermattet in Anklagen des Nächsten – man hat doch das blitzende und hauende Schwert in der Hand, das sich ebenso zerschmetternd gegen uns selbst wenden kann.

Wie verschwindet über diesem Streiten der Menschen in Bezug auf das Recht der Wert der kopernikanischen Weltanschauung, die Bedeutung der Zweifel an Wunder und Weissagung: es bindet den Menschen ein eherner Strick und indem er mit demselben bald spielt, bald an ihm reißt, beweist er nur, daß er ein gebundener Mann ist und daß ihm als solchem die Freiheit winkt oder der völlige Fluch der Sklaverei, Man greife den Menschen bei diesem jammervollen Zustande an und man wird ihn hier festhalten können.

Sehr gleichgültig ist dem, der sich um eine Schuld windet und krümmt, eine astronomische Betrachtung; wie ebenso gleichgültig der Einfall eines kranken Verstandes. Die innere Angst kann alle Zweifel vergessen machen, und wird sie gehoben und in Frieden verwandelt, kann an ihre Stelle Glauben und Unterwerfung treten.

Man predige darum voll und herrlich das Gesetz in seiner ganzen Majestät, in seiner Unerbittlichkeit, wie es den ganzen Menschen beansprucht, und man wird erfahren, daß das Gefühl der Unmöglichkeit, solches Gesetz zu erfüllen, zu Christo führen wird. In die mit Gott und Menschen hadrende Welt das „feurige Gesetz“ hineingestellt, wird die Wirkung haben, daß das Gewissen erwacht und nach Gnade fragt. Das ist und bleibt der einzige und der beste Weg, um die Lösung des großen Welträtsels zu finden.